



*Adalbert Meinhardt*

*Stilleben*

Nach der Ausgabe:  
Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch)  
Stilleben  
Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin, o.J.  
Illustration: Portrait von Marie Hirsch  
Transkription von Christine Weber

*ngiyaw* eBooks unterliegen den Urheber- (außer für die Teile, die public domain sind) und Lizenzrechten.

Dieses ebook (pdf) darf weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung.

*ngiyaw* eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen kostenfrei angeboten.

© 2018 Sporer Peter Michael für *ngiyaw* eBooks.   
Földvári u. 18, H - 5093 Vezensy  
[ngiyaw@gmail.com](mailto:ngiyaw@gmail.com) - <https://www.ngiyaw-ebooks.org>

Erstellt mit Corel Ventura  
Gesetzt aus der Gentium Book Basic.

# Adalbert Meinhardt

## Stilleben

*Hanka*  
zugeeignet.

»So, das wäre also vorbei«, sagte die eine von den zwei Mädchen, die auf dem Bootsteg am Wasser standen, und sie wies auf den leuchtenden Widerschein der untergehenden Sonne, die sich in den Fenstern der gegenüber liegenden Häuser spiegelte und nun aus einem nach dem anderen verschwand. Ihre Genossin schmiegte sich noch fester an sie und faltete die Hände wie flehend um ihren Arm. Sie blickte nur auf das Gesicht der Freundin, während Jene ins Weite hinaus sah. Die große, freie Wasserfläche, kaum vom Abendwind gekräuselt, färbte sich tiefroth. Wo ein kleiner geschwinder Dampfer die Fluth durchzog, da gab es eine schmale Furche, bald goldig glänzend, bald violett und wie von weißlichem Schaum gesäumt. Und die Dampfwolke, die über dem niedrigen Schornstein hing, war von einer unbeschreiblichen Färbung, roth, rosa, lilla, grau vom niedersinkenden Dunkel und blieb doch durchsichtig weißes Wölkchen und hob sich licht ab

von dem Himmel dahinter, während die Ufer mehr und mehr sich mit verschleierndem Duft umhüllten. Nun kam vom nahen Nest herüber ein Schwanenpaar. Auch auf dem weißen, stolzen Gefieder lag ein rosenrother Abglanz, und die Jungen, die im Zuge hinter den beiden Eltern schwammen, trugen auf ihrem unscheinbar graulichen Federkleide allerlei undefinirbare Reflexe von violett und rosen- und goldroth. An dem Holzsteg, auf dem die Mädchen in ihren hellen Kleidern standen, machten die Alten Halt, sie reckten die Häse und sahen sich um; sie schienen zu warten, ob sie von oben nicht eine Gefahr bedrohen könne. Dann duckten erst der Schwan, darauf das Weibchen die zierlichen Köpfe und schwammen unter dem Stege durch, und die Jungen, die noch so klein waren, daß sie sich nicht zu bücken brauchten, machten es nach ihrem Beispiel und schwammen hinterdrein, eins nach dem andern.

Die Größere von den beiden Freundinnen, eine leichtbewegliche, schlanke Gestalt, hatte sich auf die Knie geworfen und bog sich zum Wasser, die Hände ausgestreckt, und versuchte, den Thieren, wie sie unter dem hölzernen Stege hervor kamen, die weißen Häse leise zu streicheln. Der Schwan sträubte Flügel und Federn, kampfbereit richtete er sich für einen Augenblick auf im Was-

ser; es sah prächtig aus und bedrohlich. Da Jene aber die Hand zurückzog, glättete sich sein gestäubtes weißes Gefieder. Wieder als ein würdiger Hausherr, mit stolzer, vornehm abweisender Miene, zog er an der Spitze der Seinen am Ufer hin. Die niederhängenden grünen Zweige der Trauerweiden streiften die weißen, schlanken Hälse. Unter dem etwas größeren Bootsteg, ein paar Schritte weiter, der von der Straße ausgeht, verschwand der ganze Schwanenzug, erschien jenseits, blieb eine kleine Weile sichtbar, duckte sich wieder unter dem nächsten der Gartenstege, tauchte unter, erschien aufs Neue, bis ihn der Nebel des sinkenden Abends und eine Biegung der Uferlinie aus dem Sehfeld schwinden machte.

Das Mädchen war von ihren Knien aufgestanden. Sie trat zu der Freundin und faßte sie mit hartem Griff bei beiden Schultern. »Kannst Du Dir das denken, Du, daß es vorbei ist, daß man weiter leben soll, und doch die Schwäne und das Wasser und das grüne Kirchthurmdach gegenüber, und dort rechts die drei Brückenbogen, Alles, was man sah sein Lebelang, nie wieder sieht? Du kommst morgen zurück auf den Steg. Grüß mir den Schwan. Und so oft Du ihn siehst und so oft Du hier stehst, so oft denke an mich. Ich befehle es Dir, Ellen, Du mußt es. Wenn ich nicht mehr da bin, ein Gedanke von mir, an mich, soll

hier sein, an dieser Stelle. Ein Stückchen von mir wird doch hier bleiben, so ein kleines Herzensstückchen, dessen Fehlen man kaum spürt, im ersten Anfang. Und dann merkt man es erst, und es bleibt ein ungestilltes Sehnen, so lange man lebt.«

»Nora«, bat die Kleinere, »Nora, geh' nicht fort!«

Nora bückte sich und küßte sie. Stürmisch, leidenschaftlich, rasch that sie das, wie Alles, was sie that. Aber sie sprach kein Wort dabei. Und so lehnten sie wieder aneinander und sahen hinaus. Es dunkelte vollends. Auf der großen Brücke flammten die Gaslaternen auf. Aus dem hübschen Holzbau daneben, halb Bad, halb Sommervergnügungsinsel, leuchtete ein weißer Strahl elektrischen Lichtes. Rings an den Ufern, die das seeartig weite Becken im Viereck umzogen, wurden die Laternen entzündet; eine Feuerlinie säumte im weiten Kreise bald die Fluth. Und nun kam da drüben, neben dem vorher so grünen Kirchthurm, der jetzt sich kaum im grauen Dunkel mehr deutlich abhob, ein hellerer Schein hinter den Häuserdächern hervor. Kaum eine Linie erst, allmählich höher rückend ein großes Halbrund, roth gefärbt; noch höher eine runde Scheibe, ganz frei von den Häusern jetzt, hart am Kirchthurm, gelb wie Gold. Und weiter steigend

aus den Dünsten, die ihn fabelhaft vergrößert, erhob sich mild der Mond am Himmel, und sein Licht aus Roth in Gold, aus Gold in Silber sich allmählich wandelnd, legte sich wie eine weiße Märchenstraße über die Wellen gerade herüber zu den zwei Mädchen.

Nora sah mit den weit geöffneten dunklen Augen dem Mond ins Gesicht; aber die großen Tropfen rannen ihr über die Wangen ungehemmt nieder.

»Geh' nicht fort,« bat Ellen. »Sie freuen sich Alle, wenn Du ja sagst und bleiben willst. Nicht ich allein. Sondern Alle, Alle — auch Deine Eltern.«

»Auch meine Eltern . . .,« wiederholte leise die Andere. Sie sagte es mit einem Ton, in dem das Weinen mit Lachen stritt. Im nächsten Augenblick lachte sie wirklich, ein übermüthiges, lustiges, harmloses Lachen. Denn auf einmal war die Schwanenfamilie — sie hatten sie nicht kommen sehen — wieder unter dem Steg, und der Schwan, der wohl den Kopf zu den Mädchen erhoben, war mit seinem Halse an eine morsche Stelle des Holzwerks gerathen und hing nun mit eingeklemmten Federn halb auf, halb über dem dunkeln Wasser. Das Weibchen schlug mit den Flügeln, die Jungen plätscherten rund herum, die ganze Sippschaft war in Verzweiflung, rang



gleichsam die Hände über den Unfall des Herrn und Gebieters. Nora lag schon wieder auf ihren Knien, sie hielt den Kopf des sich gewaltsam sträubenden Thieres und küßte es und lachte dabei. »Mein Schwan, sei ruhig, Dir soll nichts geschehen! Komm Ellen, hilf mir. Du mußt versuchen, den Nagel da aus der Planke zu ziehen, daß wir das Holz etwas heben können. Geht's nicht? Das arme Thier, wie es sich anstrengt, sich frei zu machen. Es wird sich verwunden, wenn wir nicht helfen. Da, nimm hier mein Taschenmesser, aber rasch, sonst ist es zu spät.«

Sie hatte ein Messer, wie Männer es tragen, ihrer Genossin hingeworfen, die nicht sehr geschickt an einem der Nägel grub und bohrte. Aber bevor Jene nur halb fertig war mit der Arbeit, riß sie selber an der Holzplanke und hob sie, daß der Schwanenhals Platz bekam, sich zu befreien. Mit gesträubtem Gefieder rauschte das schöne Thier von dannen, die anderen folgten wie auf eiliger Flucht, und das Mondenlicht, dessen stillen Streifen sie kreuzten, schien durchbrochen und ausgebreitet; es war, als trügen sie auf ihren Flügeln, den schlanken Hälsen von dem Silber mit sich fort, und weithin, wo die Fluth schon dunkel lag und schwärzlich, leuchtete es blitzend weiß auf, wenn ihr Zug die Wellen furchte.

Nora lehnte an der Holzbrüstung. »Leb' wohl, leb' wohl, mein lieber Schwan,« sang sie mit einer tiefen Altstimme, die weich und voll über das Wasserbecken hinklang. Und dann plötzlich sich unterbrechend: »Es war ein Prinz«, flüsterte sie geheimnisvoll, »ein verzauberter Prinz, und mein Kuß hat den Zauber gebrochen. Bald tritt er vor mich in all' seiner Schönheit, mit Scepter und Krone, und nimmt meine Hand; ›Jungfrau Eleonore von Asten«, wird er sprechen, ›für die gute That daß Du mich befreitest, sollst Du belohnt werden. Keine Noth wird Dich fürder bedrücken, keine Fremdheit unter den Nächsten. Du sollst Königin sein und glücklich«. Und darauf wird er mich mit sich führen in sein wonnesames Schloß«.

»Ach, laß den Prinzen«, rief die Freundin, »er mag sein, wer er ist, wenn er Dich doch nur fortführen würde. Ich will, daß Du bleibst. — Sag', Nora«, sie nahm ihre beiden Hände, »sage mir einmal die ehrliche Wahrheit. Es ist nicht nur, weil Du Dir es so wünschest, Deine Stimme auszubilden, sondern vielmehr Deine Eltern . . . die Stiefmutter . . . Du gehst ihretwillen?«

Nora machte sich los von den haltenden, bit tenden Händen. »Still«, flüsterte sie, »es muß ganz still sein, wo sich ein Märchen begeben soll. Wenn Du sprichst, kann der Prinz nicht kommen.

Horch, was war das? Man hört keine Uhr hier. Die drüben vom St. Georger Kirchthurm ist zu weit entfernt. Was meinst Du, kann es schon Mitternacht sein und Geisterstunde? Vielleicht kommt er jetzt.«

Sie horchten beide unwillkürlich.

Aus dem Mondstreifen heraus kam ein Boot. Mit langen, gleichmäßigen Ruderschlägen näherte es sich, ward deutlicher, größer. Es hielt gerade auf ihren Steg zu. Und der die Ruder führte, ein junger Mann mit einem großen, blonden Bart, griff nach dem Geländer, als ob er gleich hier aussteigen wollte. Ellen faßte den Arm der Genossin, sie fort zu ziehen.

»Bleiben Sie«, rief er rasch, »ich will wissen, wer eben gesungen hat?« Er sah dabei beide mit suchendem Blick an. »Sie haben etwas in Ihren Augen«, sagte er zu Nora, »das zu der wunderbaren Stimme passen würde, etwas wie Leidenschaft und Leiden. Aber auch um Ihr blondes Köpfchen«, er wandte sich Ellen zu, »um Ihre Lippen schwebt Musik, eine stillere Weise aus anderer Tonart. Vielleicht eine süßere, die den Menschen glücklicher macht. — Sie müssen wissen«, fuhr er fort und lehnte sich an das Holzgeländer, wie zu gemächlichem Plaudern mit guten Freunden; »Ich bin heute Abend zuletzt in Europa, morgen mit dem allerfrühesten geht mein Schiff

ab. Wer weiß, wie das Schicksal ist, das mir droben im unbekanntem Nordmeer bevorsteht, ob es Gelingen und frohe Heimkehr heißen wird oder Vergehen, Vergessenwerden. Ich nahm mir das Boot und ruderte, mich noch einmal heimisch zu fühlen in der schönen Stadt, obwohl ich sie nicht kenne. Der Mond schien so märchenhaft, ein paar Schwäne rauschten wie gejagt mit gesträubtem Gefieder dicht an mir vorüber. Dann klang über die Wasser das Singen . . . Ich mußte, ob ich wollte, ob nicht, dem Klange folgen. Ich sah zwei lichte Märchengestalten und kam zu Euch, vielholde Feien. Sagt Ihr mir die Zukunft, sagt mir, wer seid Ihr? Und wo bin ich? Im Feenlande?«

»Sie sind in Fontenay« sprach Nora. Ellen zupfte sie wieder am Ärmel; sie hätte dem wunderlichen Fremden nicht antworten sollen.

»Also richtig, ein unbekanntes Land, das bei Tage überhaupt nicht existirt. Ich hörte von *Fontenay aux Roses*, nahe bei Paris. Dieses hier sollte man Fontenay der Lilien nennen, der weißen, schlanken Wasserlilien und Rosen. Hier,« er bückte sich in sein Boot und nahm vom Grund ein paar Nymphäen mit langen schlüpfrigen, grünen Stengeln, »die pflückte ich mir dort weiter draußen. Ich lasse sie Euch zum Angedenken an diese Stunde. Aber die von Euch, welche vorhin sang, soll die Wasserlilie bewahren. Und ob sie jetzt

auch geschlossen und stumm ist, bei ihr wird die Knospe sich wieder aufthun, wird ihr von mir viel Heimliches sagen und weiß und leuchtend und ohne Welken weiter blühen zur Erinnerung und als mein Dank.«

»Sind Sie ein Zauberer«, fragte Nora, »daß Sie das bewirken können?«

»Vielleicht, ein wenig. Es kommt bei solchen Zauberstückchen nicht nur auf den Geber an. In welcher Stimmung, mit welchen Gefühlen der Empfänger die Gabe nimmt, ob er sie heilig hält und lieb, ob er sie fortwirft und vergißt . . . Wenn wir uns einmal wiedersehen, hier zur Nacht, am gleichen Abend, zur gleichen Stunde — dann werde ich wissen, welche von Ihnen gesungen hat.«

»Wenn wir uns einmal wiedersehen!« sagte Nora, »ein großes Wenn! Sie reisen morgen früh, ich auch. Und wann ich wieder kommen werde, ob überhaupt jemals . . .«

»Aber Sie bleiben?« fragte er, sich an Ellen wendend. »Ja, das sieht man Ihnen an. Sie haben ein Gesicht wie Heimath und Ausruhen. Gut also, erwarten Sie mich hier am Steg, am fünfzehnten August um Neun —« er sah auf seine Uhr; »nein, es ist schon später, bald zehn Uhr Abends. Im nächsten Jahre, oder im zweitnächsten oder im dritten. Ich komme ganz sicher einmal. Wenn ich

lebe, heißt das. Und wenn nicht — süße Feien, so lang ich noch lebe, werde ich Eurer in Liebe gedenken. Doch, daß ich es besser kann, an jede einzeln, sagt mir, ich bitte Euch sehr, — Eure zwei Namen.«

»Eleonore,« klang es im gleichen Augenblick von den Lippen der beiden Mädchen.

Er sah erstaunt in die blauen Augen der Einen, in die dunklen der Anderen.

»Gut,« sagte er nach kurzem Besinnen, »auch das ist gut. Ich soll also weiter nichts von Euch wissen, als daß Ihr Jede hold und schön seid. Ich nehme es als gutes Omen, daß mir am letzten deutschen Abend zwei so liebe, liebe Gestalten begegnen durften. Lebt wohl, Leonoren, ich küsse Euch beide in meinem Herzen.«

»Aber,« sagte Nora und bog sich, da er schon vom Land stoßen wollte, über das Geländer zu ihm, »Sie müssen doch auch uns es sagen, der Sie von dem Schwan gesandt sind: wie heißen denn Sie?«

Er lachte. »Wie Ihr mir, so ich Euch.« Und im Davonrudern sang er mit einer wohl lautenden, doch wenig geschulten Baritonstimme:

*»Nie sollst Du mich befragen,  
Noch Wissens Sorge tragen,  
Woher ich kam der Fahrt,  
Noch wie mein Nam' und Art!«*

»Also Lohengrin?« rief Nora.

»Lebt wohl, Leonoren,« klang es über das Wasser zurück; das Dunkel hatte ihn fast schon verschlungen.

Die beiden Mädchen blieben noch einen Moment auf dem Stege. Dann wandten sie sich, nach Hause zu gehen. Ein schmaler Pfad führte durch das verwilderte Gärtchen zur hölzernen Pforte, zu der sie Jede den Schlüssel hatten. Ellen öffnete und schloß wieder zu. Sie sprachen dabei nicht. In der dunklen Allee, die an dem Geländer hinführt, wandelten ein paar Liebespärchen, auf der Wiese dahinter lag der weiße Abendnebel, in dem die Füchse sich baden sollen, wie's im Volksmunde heißt. Die Mädchen gingen still, dicht neben einander, aber ohne sich zu berühren. Und als sie die Wiese umgangen hatten und zu den zwei Gartenpforten kamen, die zu zwei niedrigen Landhäusern führten, unter tiefgehenden Schindeldächern, grün bewachsen und altmodisch bescheiden, wie sie nahe an der Stadt nur auf diesem, durch Erbgesetze geschützten Terrain noch stehen blieben, da sahen sie einander an und sa-

hen die Häuser an und kehrten um, ohne Worte, noch einmal den Weg zurück zumachen, durch die Allee am Wasser hin. Diesmal aber nahm Nora Ellen's Hand und zog sie in ihren Arm und preßte sie an sich.

»Er sagte«, begann sie, »es sollte ihm ein gutes Omen sein, ehe er in das Fremde, Neue hinaus zieht, daß er uns beide hier gesehen hat. Wäre mir es doch auch eins! Aber ich fürchte, der Schwanenprinz hat für mich vielmehr die Bedeutung, daß alles Schöne, Lustige, Liebe rasch vergeht, wie Lohengrin uns eben entwand. Da, nimm Du auch meine Wasserrose, behalte sie beide, Du wirst sie sorgsamer aufbewahren, als ich es könnte. Du wirst den Tag Dir auch eher merken und wirst jedes Jahr hier zum Stelldichein kommen.«

»Aber Nora, er meinte mich gar nicht. Du warst's, die sang.«

Nora schüttelte ihren Kopf: »Deine Augen«, sagte er, »schienen ihm eine beglückendere Melodie zu verheißen. Er ist klug. Glück für mich und Andere, wie sollte ich es bringen können? Ich, die es nicht kenne . . .«

»Nora«, bat Ellen, »wenn Du doch fühlst, daß Du auch in der Fremde nicht glücklicher sein wirst, warum sagtest Du dann vorhin, Du würdest nie wieder kommen?«



Die Freundin blieb stehen. Durch einen Schleier von Gezweigen sah man das weite, stille Wasser mit dem Mondschein und den kleinen Lichtern von Häusern und Brücken.

»Wie schön das ist«, sagte sie leise, »wie leidenschaftlich ich es liebe!« Und dann, nach einer kurzen Pause, fügte sie mit veränderter Stimme kühl hinzu: » Du hast recht, ich kann nie ganz glücklich werden. Da will ich lieber noch fremd in der Fremde sein als zu Hause, will frei sein, meine Arme regen, mir ein eigenes Leben erbauen, in dem ich nicht müßig abseits stehe und mich überflüssig fühle.«

»Ueberflüssig! Nora — und ich? Denkst Du gar nicht an mich? Willst Du all' unsere Zukunftspläne allein ausführen, allein berühmt werden? Denn Du weißt, ich bin nichts ohne Dich«.

»Ach, für Dich ist's auch besser, wenn ich fort bin. Deine Großmutter fürchtet so schon, ich könnte Dich rebellisch machen. Und wenn mir das auch schwerlich gelingt — denn Du bist ihr viel zu ergeben dazu — wenn Du auch stetig in dem beschränkten, festen Kreis bleibst, in den sie Dich bannt — Du hast Deinen Fleiß, Deine eigensinnige Lesewuth, Du wirst Dich ganz in Deine Bücher vergraben, bei denen ich Dich nur störte. Ich aber will hinaus gehen, versuchen, ob ein Mädchen, das nicht dumm ist und nicht talent-

los, auf eigenen Füßen es zu etwas Rechtem und zur Selbstachtung zu bringen vermag.«

»Aber sage, Deine Stiefmutter . . . Sie hat etwas gesagt, was Dich fortreibt? Etwas über Doctor Küster?«

Nora seufzte. Sie ging bis zu dem Geländer des Grasnäpflchens am Wasser, in dem sie vorhin gewesen waren und setzte sich, ohne einzutreten, von draußen auf die hölzerne Planke. »Komm«, sagte sie, »setze Dich zu mir her. Ich muß wohl versuchen, Dir's zu erklären, da Du es ohne das nicht verstehen willst. Nein, sie hat mir nichts gethan. So wenig wie er. Es sind beide brave Leute. Was können sie dafür, daß sie sie sind? Und was kann ich dafür, daß ich ich und von anderer Art bin? Siehst Du, Ellen, es gibt Menschen wie Du selbst, wie Frau Elsa und dieser Doctor, die gehen in ruhigen, geglätteten Bahnen, denen fügt sich Alles behaglich. Sie begreifen es auch nicht, wie's anders sein kann. Und es gibt Andere, wie ich, denen einmal, irgend wann, der grade Faden zerrissen wurde, denen wird ihr Lebensgespinnst nie und nie, gäben sie sich auch noch so viel Mühe, wieder ganz glatt und fehlerlos dahin gleiten. Wenn wir nicht von Vaters Seite so etwas wie Cousinen wären, Du und ich, und nicht den gleichen Vornamen trügen, man sollte es nicht glauben, daß wir uns verständigen könnten. Du

bist zufrieden mit dem, was Du hast; das kleine Haus da, Deine kleine, alte Großmama, Beschränkung in Allem, bescheidenes Leben, bescheidene Aussicht in die Zukunft, höchstens die Hoffnung einmal, so einen Mann, wie dieser Doctor ist, zu bekommen — mir graute davor, doch Dir ist's ganz recht.«

»Und weil Dein Vater einmal eine hervorragende Stellung hier inne hatte und Vermögen wie Stellung verlor, und weil Deine wunderschöne, verarmte Mutter den zweiten Mann geheirathet hat, der nun, nach ihrem Tode, sich eine reichere zweite Frau nahm, darum . . . ?«

»Ja«, rief Nora, »nur darum. Ist's nicht verwirkelt und unnatürlich, daß sie meine Eltern heißen, die beiden, von deren Blut in meinem Blute nicht ein Tropfen rinnt? Sie würden mir geben, was ich begehrte. Aber ich müßte mich dafür bedanken; es gehört ja nichts mir zu eigen, fraglos wie ihren rechten Kindern. Sie wollten mir in dem neuen Haus, das sie sich bauen, mein eigenes Zimmer einrichten, wollten mir sogar Lehrer bezahlen, daß ich hier bliebe. Ich dürfte dann in ihren Abendgesellschaften singen, gehorsam und höflich, wenn sie es wünschen. Aber nur so, wie sie es wünschen, und nicht für mich und nicht für Alle. Und ich brauche Freiheit für mich und brauche Beifall von einer Welt, von Kennern,

von Großen. Ich will ich sein, nicht die Tochter von fremden Leuten, noch die Frau eines braven Mannes, der mich vielleicht lieb hat, der aber doch auch nicht von meiner Art ist. Ja, wenn der Lohengrin da eben gesprochen hätte, ich sollte mit ihm an den Nordpol fahren oder den Südpol, ich hätte mich nicht viel besonnen und wäre Augenblicks mit ihm gegangen. Aber so ein junger Arzt, mit dem Bestreben rasch vorwärts zu kommen, ohne irgend wo Anstoß zu geben . . . Uebrigens hat er mich gar nicht gefragt, wie Du weißt. Seinetwegen kann ich gehen, er liebt mich nicht, weil ich vermögenslos bin. Und es ist, wie es ist. Und es läßt sich nicht ändern.«

»Kismet«, sagte Ellen. »Man erzählt, eine Vorfahrin Deiner Mutter, von der ihr beide das Aeußere erbtet, sei aus Kleinasien, sei Mohammedanerin gewesen. Vielleicht hast Du von ihr auch diesen traurigen Fatalismus. Ich an Deiner Stelle, ich würde versuchen . . .«

»Ja, Du! Nach einem halben Jahr wärest Du der Stiefmama zur Hand als ihre gefügigste Dienerin. Und noch ein halbes Jahr darauf, dann wüßte überhaupt kein Mensch mehr und kaum Du selber, daß Du einmal einer Anderen als Frau Elsa Müller Dich und Deinen Willen untergeordnet.«

»Hältst Du mich für so wankelmüthig?«

»Nein, Du bist treu, das weiß ich am besten. Aber Du bist zugleich fügsam und selbstlos. Alles Mögliche, was ich eben nicht bin und nie sein kann. Komm,« sagte Nora und setzte dabei mit einem knabenhaften Schwung die beiden Füße über das Geländer hinüber in das schon nächtlich feuchte Gras des Gärtchens am Wasser; »wir wollen noch einmal hinaus auf unseren Steg, vorhin hat uns der Lohengrin in unserer Abschiedsstunde gestört. Die zu Hause können warten.«

Ellen schloß gesittet die Thür auf und folgte der ungestümeren Freundin.

»Wie sonderbar das ist«, sagte Nora, sich zu ihr umkehrend, als sie ihr auf den Steg hinaus nachkam; »weißt Du noch, ich sagte vorhin: das ist vorbei. Und dann kam der Schwan und der Schwanenprinz. Wir erlebten ein Abenteuer. Ich sagte wieder: So das ist zu Ende. Und nun stehen wir doch noch einmal hier draußen. Ob es nie aus ist, bis man selber aufhört zu leben. Ob man nie etwas abschneiden kann, sondern immer das Gewesene wiederkehrt und uns beeinflußt? Ohne meine Liebe zu diesem Wasser, von dem ich mich gar nicht trennen konnte, wäre das Lohengrin-Erlebnis nicht gewesen. Und ohne den Lohengrin, der mich zum Wiederkommen bereden wollte, hätte ich Dir so lang und breit es schwer-

lich auseinander gesetzt, weshalb ich so bald nicht wieder komme.«

»Aber«, rief Ellen, »Lohengrin hat Dich nur gebeten, um die gleiche Stunde wieder hier am Steg zu stehen. Ich, die ich mehr Macht über Dich mir einbilde zu besitzen als so ein fremder Schwanenprinz, ich bestimme Dir nicht Tag und nicht Stunde und auch nicht das Jahr. Aber ich sage es Dir, Du mußt kommen, einmal, wann immer, und mir so nahe sein wie heute und mir erzählen, was Du erlebt hast und was Du gelitten. Nein, nicht gelitten, was Du erreicht hast. Denn ich beschwöre Dich, meine Nora, da bei dem Mondschein und bei dem Schwan und bei unserer Kinderfreundschaft — Nora, bleibe, die Du bist für mich, aber sonst — o, werde anders — werde glücklich!«

Nora bückte sich zu der vor Erregung Zitternden: »Wie Du Dich exaltirst! Als ob Glück so notwendig wäre. Es geht auch ohne das. Und ich kann Dir's nicht versprechen, und ich glaube nicht daran, daß ich urplötzlich auf dem Conservatorium ein ganz anderes Menschenkind anziehen werde. Vielmehr ich will es Dir geloben, und Du darfst es mir glauben, denn es wird so sein, weil ich selbst, so sehr ich es wollte, daran doch nichts zu ändern vermöchte: ich bleibe auch in der Fremde dieselbe. Die alte Nora, die Du kennst,

mit all' ihren Fehlern, zu denen weit eher noch neue kommen, als daß sie die früheren sich abgewöhnte. So, und nun, da es doch einmal sein muß: Gute Nacht Mond und Wasser, gute Nacht Heimath, gute Nacht meine Jugend! Auch das Andere kann ja vielleicht gut sein; gehen wir der Zukunft entgegen.«

»Ja«, sagte Ellen, »wenn Deine gut wird, so ist es meine auch.« Sie wandten sich beide gleichzeitig zum Ausgang. An der Pforte zog diesmal Nora ihren Schlüssel aus der Tasche; erst schloß sie halb zu, dann nahm Ellen den ihren, steckte ihn ins Schloß und drehte ihn vollends darin um. Es war eine symbolische Handlung, mit der sie früher, als romantische Kinder, sich ihr besonderes Reich gemeinsam verwahrt. Alles, was sie da drinnen gesprochen, geträumt, gedichtet, geheimnißvoll vor entweihenden Mitwissern versiegelt hatten. Sie thaten es heute aus Kindergewohnheit und doch zugleich mit dem alten Gefühl. Und sie gingen auch wie früher Hand in Hand, ein wenig mit den Armen schlenkernd. In den dunkeln Alleen sahen sie keinen Menschen mehr, selbst für die Liebespaare, die sonst die stillen Wege aufsuchen, war's schon zu spät. Erst an dem Eingang zu den zwei Häusern, in denen sie nahe bei einander gewohnt, seit sie beide den-

ken konnten, ließen ihre fest verschlungenen Hände sich los.

»Gute Nacht«, sagte Nora rasch, und ohne einen Blick zurück trat sie in ihr Haus.

Ellen stand noch, ihr nachzusehen. Nebel auf der Wiese, über dem Wasser, ein Nebel von Thränen vor ihren Augen und über der Zukunft das geheimnißvolle Dunkel, das kein Menschenblick durchdringt.



Nora ist fort. Ich habe sie an die Bahn begleitet und bin dann allein zurückgegangen. Und da sitze ich nun an dem Tisch vor meinem Fenster, an dem wir täglich, seit wir kleine Kinder waren, an dem wir noch gestern zusammensaßen. Im Schubfach meines Schreibtisches liegen die Entwürfe von Romanen und Dramen, die wir ausführen wollten. Die guten Ideen dazu kamen von ihr. Das Heft, das ich mit diesen Worten hier beginne, hat sie mir gegeben, daß ich von heute an, Tag um Tag, was ich denke und was ich erlebe, für sie darin niederschreiben soll. Nora! all' die leblosen Dinge, das Zimmer, der Tisch und Buch und Feder, spricht mir von Dir. Du aber, die dem Gleichgültigsten von ihrer Lebensfülle mitgab, wo bist

Du, was denkst Du in dieser Secunde? Wenn Du da wärst — wie viel wüßte ich Dir zu sagen. Da Du mir fehlst, scheint es mir traurig und nutzlos, das Alles aufschreiben zu sollen. Ja, ich kann nicht einmal recht denken, Du gibst mir doch keine Antwort heute, die wieder neue Gedanken anregt.

\* \* \*

Großmutter sah mich, als ich von der Bahn zurückkam, forschend an. Da sie bemerkte, daß ich rothe Augen hatte, wiegte sie ihren alten Kopf mit dem mitleidig spöttischen Lächeln, das ich so gut kenne. Und dann nahm sie ihre Arbeit wieder auf und sang und summtete so vor sich hin:

*»Trag' Du in der Jugendzeit  
Immer getrost dein junges Leid,  
Und meinst Du, daß Dir das Herze bricht?  
Junge Leiden, die tödten nicht,  
Denn es stirbt sich nicht sogleich.«*

»Vielleicht«, sagte ich. »Aber wenn auch Roquette behauptet, daß man nicht daran stirbt, glaubst Du, daß sie weniger weh' thun?«

Da wurden Großmutter's Züge ernster, sie stützte ihre Stirn auf die Hand und sah zum Fenster hinaus in all' das grüne Lichtgeflimmer unter den Linden und dachte wohl an ihre eigene Jugend und hat mir darauf keine Antwort gegeben.

\* \* \*

Ich bin unten am Wasser gewesen. Gestern Abend standen wir noch zusammen auf dem Steg. Die Sonne ging so gluthroth unter. Heute war's grau, ein wenig trübe, solche stille, stille Luft, die liegen bleibt über Bäumen und Wiesen und von keinem Wind bewegt wird. Mir war auch grau und bedrückt zu Muthe. Mitten in mir ist irgend etwas wie ein Nagen, wie ein Hunger. Manchmal vergesse ich es auf Minuten, und dann fühle ich es plötzlich, einen körperlichen Schmerz. Nora ist fort.

Dies ist das Erste, was mir sehr nahe geht in meinem Leben. Und Großmutter sagt: Junge Leiden, die tödten nicht. Das soll also heißen mit anderen Worten: Dies ist noch nichts, warte ab, was kommen wird, das wird Dich sehr viel ärger treffen.

Die Schwäne zogen am Steg vorüber, dieselben, die Nora gestern noch begrüßt und geneckt hat. Sie zogen paarweise, Männchen und Weibchen. Ich bin allein, ohne meine Genossin. Was uns zusammengebunden hat, ist eine Mädchenfreundschaft gewesen — ist gar nichts, wie die Menschen meinen. Also jenes andere Band, das ich noch nicht kenne, hält viel fester, trennt sich schwerer. Ich fürchte, fürchte mich vor dem Leben und Allem, was es bringen kann.

Die Luft liegt so grau dort. Daß auch jede Aussicht verhüllt ist, daß man nicht um eine kleine halbe Stunde weiter hinaus sieht!

\* \* \*

»Als ich noch Gouvernante bei Lady Daisy war in Indien,« erzählte Großmutter mir gestern Abend . . . Alle ihre Geschichten fängt sie mit dieser Einleitung an. Die gute Lady Daisy ist, seit ich denken kann, so etwas wie eine Gottheit für mich, allgegenwärtig und allwissend, hat jedes erfahren, was ich erfuhr, nur sich besser dabei benommen. Manchmal kamen mir schon Zweifel: Hat es wirklich existirt, dieses fehlerlose Fräulein, oder ist es nur ein Abstractum, das mein Großmütterlein klug sich erdachte zu meiner Erziehung? — Gestern also erzählte sie: Lady Daisy

besaß eine Freundin, die sie so sehr liebte wie Du Deine Nora. Als jenes Mädchen nach England geschickt ward, brachten wir sie noch aufs Schiff. Ich fürchtete mich sehr vor den Szenen und vor den Thränen, die folgen würden. Aber es ging ganz glatt vorüber. Mein junger, sonst so leicht gerührter Zögling weinte nicht einmal. Da wir von Bord zurückkamen und sie gar so still und stumm neben mir im Wagen saß, da mußte ich sie fragen: »Lady Daisy, wie ist es nur möglich, Sie waren doch so sehr ergriffen, wieso hielten Sie sich so tapfer, daß Sie nicht eine Thräne vergossen?«

»Ach«, sagte Lady Daisy, »ach . . . wissen Sie, ich . . . ich konnte nicht weinen, denn, nämlich — ich hatte mein Schnupftuch vergessen.«

Und ob sie nun eine Fabelgestalt ist oder wirklich vor fünfzig Jahren in Calcutta einmal gelebt hat — ich mußte lachen. Großmutter triumphirte natürlich; das sei die Moral dieser Kindergeschichte, daß ich lachen könnte. Und damit sei ihr Zweck glänzend erreicht.

\* \* \*

Es sind drei Tage, seit sie fort ist. Heute wird sie in Mailand eintreffen, wo ihr Stiefvater sie selbst zu der Familie bringen will, bei der sie wohnen

soll, so lange sie das Conservatorium besucht. Sie wird mir schreiben, morgen vielleicht oder übermorgen, wie Alles war, wie ihr die fremden Leute gefallen, wie ihre Stimme geprüft worden ist und was die Lehrer zu ihr sagten. Ja, sie wird es mir sicherlich schreiben. Aber wenn sie's mir noch so gut schildert, wenn das Jahr um ist und wir schicken einander, so wie wir es beschlossen haben, unsere beiden Tagebücher, kennt sie in meinem alle Menschen, sieht die Bäume und das Wasser und da jede Platte beinah im Pflaster der Allee, wo wir zusammen als Schulkinder gingen. Aber ich, wenn ich ihre Erlebnisse lesen werde, ich verstehe sie nicht und kenne die nicht, von denen sie spricht, und werde hundertmal fragen müssen: Wie war das? Wo war daß? Wie sah's Alles aus?

»Es ist Deine erste Erfahrung«, sagte Großmutter, »und ist im Grunde die tiefste, nachhaltigste, letzte, die jeder Mensch zu machen hat, Du klagst, Deine Augen seien zu schwach, um von hier bis nach Mailand zu dringen — weißt Du denn noch nicht, daß sie auch dazu zu schwach sind, um in Deiner Freundin Denken hinein zu schauen, wenn sie hier hart neben Dir stände?«

Nein, das nicht. So lange sie da war, sah ich, was sie fühlte, und fühlte es selbst mit ihr. Großmutter hat sie nie lieb gehabt, ihr so recht nie trauen

wollen. Was ihr an Nora mißfallen konnte, ich begreife es nicht. Daß sie schöner ist als ich, klüger, stolzer, anziehender . . . ja, deshalb liebe ich sie ja gerade!

\* \* \*

Richtig, ich sollte Erlebnisse schreiben, nicht nur Gedanken und Gefühle, verlangte sie. Was habe ich denn erlebt in diesen Tagen, seit sie reiste? Einen Spaziergang mit Großmutter in der Allee rund um die Wiese. Eine Visite bei Frau Müller, Nora's Stiefmutter, und deren Kindern. Dann bin ich in der Stadt gewesen und habe lilla Seide gekauft, die Großmutter zu ihrer Stickerarbeit brauchte. Und da — ich will auch das niederschreiben — auf dem Rückweg, schon hier nahe bei unserem Hause, in dem abgegrenzten Bezirk, in dem eigentlich fremde Leute ganz und gar nichts zu suchen haben, da begegnete mir der Doctor. Er grüßte. Ich that, als sähe ich ihn gar nicht. Was braucht er jetzt hier vorüber zu gehen. Ich hasse ihn! Vor vier, fünf Tagen, ja, wenn ich ihn da hier gesehen hätte, ich wäre auf ihn zugelaufen: Doctor, meinen Sie es ehrlich und lieben Sie Nora, so sprechen Sie! Glauben Sie's mir, wenn Sie nur sprechen, wenn Nora nur sieht, daß es Ihnen sehr ernst ist, dann vergißt

sie all' ihren Spott und ihren Hochmuth und selbst ihr Singen. Dann muß sie es merken, daß sie Sie liebt und sagt ja und bleibt hier. — O, wenn ich ihn nur getroffen hätte und hätte die Courage besessen, ihm das zu sagen!

Und wenn er mir dann geantwortet hätte, wie Nora behauptete, daß er's thun würde: Ja, ich liebe das Fräulein von Asten, aber heirathen möchte ich sie nicht, denn sie hat ja kein Vermögen.

Nein, das kann ich nicht von ihm glauben. Er ist nicht schön, das merke ich auch so gut wie Nora. Er hält sich schlecht und hat schlechte Manieren. Aber muß er deshalb niedrig denken? Er sah mich an, als er vorüber ging, so als hätte er sagen wollen: Du und ich, wir leiden jetzt gleich.

Wenn ich ihn noch einmal treffe, will ich nicht wieder so unhöflich den Kopf abwenden. Er thut mir doch leid.

\* \* \*

Was sollen mir noch all' die italienischen Bände da auf dem Tisch. Um die Sprache zu lesen, verstehe ich so ziemlich genug. Zum Sprechen werde ich schwerlich kommen. Großmutter ist zu alt, um zu reisen, und ich, ohne sie, nach Italien . . . Nein, es ist nicht wahrscheinlich. Zum



Singen wie Nora brauche ich die Sprache erst recht nicht. Ueberhaupt, ohne sie haben die Stunden, hat Alles keinen Zweck mehr. Ich räumte die Lexika- und Aufgabenhefte auf die Seite. Nur ein Buch hatte ich übersehen, das liegt noch hier: Leopardi's Gedichte. Ich muß das Lied vom Ginster lesen. Sie behauptete, das niedrige Kraut, das in Wüsten, auf dem Schutt blüht, das wahllos zufrieden weiter wächst, wo der Wind seinen Samen hintrug, das sei mir ähnlich. Sie selbst sei ein Mensch, wie das Gedicht ihn schildert, voll Dünkel, voller Fehler, der sich für die Ewigkeit geschaffen wähnt und nicht begreifen will in seinem Stolz, wie auch er nur ein Sandkorn im All ist. Aber Du, so sagte sie noch in den letzten Tagen, Du bist der Ginster und nichts Anderes. Ich habe versucht, mir den Anfang zu übersetzen, so gut ich es kann:

*Hier am dürren Abhang  
Des schrecklichen Bergs,  
Des Zerstörers Vesuvius,  
Den kein Baum sonst, kein blühend Laub erheitert,  
Da breitest Du allein umher die Zweige,  
Herbduftiger Ginster,  
Zufrieden in Wüsten . . .*

Aber ist es denn hier eine Wüste? Und ist mein armes Großmütterlein mit ihrem sanften, guten Gesicht und dem leisen Spottlächeln um ihre Lippen der Berg Vesuvius? Und bedarf es besonderer Entsagung, ist es ein besonderes Zeichen von Selbstlosigkeit, auf das ich mir viel einbilden dürfte, wenn ich bei ihr hier zu Hause bleibe? — Ich glaube doch, der Vergleich paßt so recht nicht.

\* \* \*

Herr Müller ist von Mailand zurück. Er besuchte uns vor einer Stunde und brachte mir einen Brief und Grüße. In dem Briefe stand nicht viel, als daß sie sich jeden Tag nach mir sehnte, so wie ich mich nach ihr, meine, meine Freundin Nora! — Das Uebrige, die Thatsachen, die würde mir der Papa schon erzählen, meint sie. Ja der! Ich habe ihn ausgefragt, so viel ich konnte. Er hat mir auch pflichtschuldigst eine präzise Antwort gegeben auf jede Frage, wie die Männer dergleichen verstehen: wo sie wohnt, wie groß ihr Zimmer ist, genau nach Metern; aus wie vielen Gliedern die Schweizer Pastorenfamilie besteht, bei der er sie untergebracht hat; daß zwei andere Pensionäre jetzt mit ihr dort hausen, ein Mann und ein Fräulein; daß für den Unterricht am Con-

servatorium zwar noch Ferien sind, wie der Professor es geschrieben hatte, daß er aber ihre Stimme sehr lobte und meinte, sie verspräche Größeres als die Meisten von den vielhundert Schülerinnen, die er Jahr um Jahr vorbereitet. Das sagte er mir, und ich glaube noch mehr. Und ich weiß trotz alledem gar nichts, nicht die Hälfte, nicht ein Atom von dem, was ich wissen möchte.

Der gute Herr Müller saß noch eine lange Weile gegenüber von Großmutter am Fenster. Und er wiegte seinen grauen Kopf, der so viel interessanter aussieht als der Mann selber es eigentlich ist, und seufzte: »Ja, so geht's in der Welt. Wer das gedacht hätte von dem Mädcl. Mein Herzblut gäbe ich für sie hin in jeder Stunde. Und sie sagt: Dank schön, ich brauche es nicht mehr, und geht davon. Was habe ich denn jemals wollen als nur ihr Bestes? Wozu mich wieder verheirathet, als nur, damit sie eine Mutter bekäme und ein reicheres, schöneres Leben, wie sie's oft gewünscht hat? Aber so ist die Jugend von heute: Dankbarkeit kennt die nicht, nur ihren Willen, ihr heiliges Ich! Ja, wenn Alle wie Sie wären, Ellen!«

»O«, sagte Großmutter und winkte mir, daß ich schweigen sollte, »die Jugend von heute ist darin nicht anders als die von vor dreißig, vor fünfzig Jahren. Auf Dankbarkeit rechnen ist überhaupt

eine herzlich schlechte Speculation. Glauben Sie denn, daß hier meine Ellen viel an Dankbarkeit denkt? Und glauben Sie, ich wäre zufrieden, wenn sie nur aus pflichtgetreuer, öder Dankbarkeit hier bliebe? Es wäre das sehr undankbar von ihr, und ich bedankte mich schön für die Gnade. Sie hat mich lieb, und das ist das Beste, und das ist das Einzige, was wir von Kindern und jungen Freunden hoffen dürfen; wo wir dies holde Geschenk empfangen, da müssen wir dankbar sein, ja, wir, die Alten!«

\* \* \*

Mein Großmütterlein! Wie gut das von ihr war, daß sie so energisch das falsche Lob von mir abgewandt hat. Von jeher hat es mich geärgert, wenn Nora's Wesen mit meinem verglichen und deshalb getadelt wurde. Die Leute sehen sie und mich, sie groß, schwarzäugig, strahlend schön und mich daneben, klein und farblos, und sie finden es ganz natürlich, wie verschieden wir aussehen. Daß zwei so ungleiche Menschenkinder dann aber auch verschieden sind, das will niemand begreifen. Als ob das Aeußere, Gestalt und Stimme und Gesicht, im Verkehr mit der Welt uns nicht beeinflusste! Wer sie zum ersten Mal sieht, ist entzückt, bezaubert. Mich muß man

zehn Mal gesehen haben, ehe man sich meine Züge überhaupt merken kann. Und wenn ich dazu noch mein Leben bedenke, immer gleich, im selben Gleise, und ihres daneben! Erst aus glanzvollem Reichthum in bedrückende Armuth, dann aus stolzer Entsagung mußte sie sich in zufrieden bürgerliche, wohlhäbige Verhältnisse gewöhnen lernen. Wir sind beide Waisen, das haben wir oft zu einander gesagt und gerührt uns umarmt bei den Worten. Aber was man darunter versteht, die Verlassenheit, den Schmerz des Verwaistseins, erfuhr sie, ich nicht. Sie kannte die Eltern schon, die sie verlor. Ich habe, seit ich denken kann, keine andere Liebe besessen als Großmutter und darum auch nie eine andere entbehrt.

Die Leute zucken über Nora die Achseln, weil sie vom Haus ging, unter Sänger und Künstlervolk, wie sie sagen. Nora verachtet mich ganz gründlich, die ich in der philisterhaften Enge hier zu Hause mich wohl fühlen kann. Großmutter blickt auf Frau Elsa Müller und ihren Reichthum, so tolerant sie sonst ist, mit ein wenig Spott hinunter. Denn meiner Großmutter Urgroßvater soll schon in Schottland ein hochgeehrter Kanzelredner gewesen sein und von einer uralten Familie, während Frau Elsa's Vater ein Detailgeschäft hatte. Dagegen sieht diese wieder auf uns herab, weil wir arm sind. Wie ist das nur — wo ist

Recht, wo ist Unrecht? wer ist gut, wer ist schlecht? Ist es besser, sich in seine Lage fügen oder streben und vorwärts wollen? Ist es edler, aller Vorfahren sich zu rühmen, — oder soll man darauf gerade stolz sein, daß man selbst sich eine Stellung in der Welt schuf? Und wer entscheidet, und wer ist parteilos? Ich fürchte, jeder sieht seine Seite, nur die allein, und es ist keiner klug genug, auch die des Anderen anzuerkennen. Und ich, ich bin in meiner Heimath und möchte, wie gern! in die Fremde kommen. Ich lebe eng — ob ich nicht ganz zufrieden wäre, so ein schönes Haus zu besitzen, auch wenn mein Urururgroßvater vielleicht Krämer gewesen wäre? Ich meine: jede von den zwei Seiten könnte wohl ihr Gutes haben.

Und dann denke ich wieder; ist es denn schön, so parteilos zu sein, so kaltherzig alles zu überblicken? Wer seine Augen ausschließlich auf eine Seite gerichtet hielte, für die sich begeistert, für die lebt und stirbt, der müßte wohl kräftiger, glücklicher bleiben! —

\* \* \*

Es schneit. Wie schön die Bäume aussehen mit ihrer weißen, glitzernden Decke. Nora hatte die Wiese da und unsere Alleen mit den alten Linden

und Ulmen und das weite Wasser so lieb. Jetzt, wenn ich die wechselnden Beleuchtungen sehe, manchmal trübgrau, manchmal, beim Ostwind, das stahlharte Blau des Himmels und Wassers, jedes Ding in seiner Farbe, jedes Haus grellweiß oder roth und dann wieder alles von lichten Nebeln in einen bläulich rosa Schleier duftig verhüllt, daß ein poetisch verklärender Schimmer über der Stadt liegt, — dann denke ich oft, wie glücklich sie wäre, wenn sie es mit mir so sehen könnte. Und ich sehe alles doppelt, — für mich und für sie. Und während ich es sehe, stelle ich mir vor, wie entzückt sie es beschreiben würde, sie, der die Gabe des Wortes gegeben ist, und ich mühe mich in Gedanken, es so zu schildern, daß sie glauben soll, es zu sehen, und suche die Worte und forme die Sätze und dichte mir's, wie ich es ihr schreiben will.

\* \* \*

Mir wirbelt der Kopf vom ewigen Lesen über Leute, die etwas Großes geleistet haben, etwas, das ich nicht einmal begreife. — Mein guter Freund Ulrich von Hutten sagt über seine Zeit: O Jahrhundert! o Wissenschaften! es ist eine Freude zu leben . . . Mich dünkt, man könnte das heute auch sagen. Dies Jahrhundert ist so stolz

wie ein anderes, nein, viel besser und reicher; es klingt wie ein Wunder, was Menschen Alles erfinden und können:

*Ein Freundesgrüßen  
Durchheilt die Meere,  
Verbindet die Länder;  
Im fliegenden Kahne  
Hinauf in den Aether  
Steigt kühnlich der Forscher;  
Auf rollendem Rade,  
Von Kräften getrieben,  
Die unsichtbar walten,  
Durchsaust man die Weiten,  
Durchmißt man die Welt.  
Der Aermste darf schauen,  
Genießen und lernen,  
Wie einst kaum der König;  
Und alle Gedanken,  
Und Märchen und Träume,  
Jetzt werden sie wahr!  
— Ich aber, ich bleibe  
Hier abseits vom Wege,  
Und sehe die Weite  
und ahne die Tiefe —  
Ich fühle die Größe  
Und bin nur ein Nichts. —*



Das ist mir so in die Feder gekommen. Wozu, das wüßte ich selbst nicht zu sagen. Ich kann es ja nicht einmal Nora schicken, sie schreibt mir sonst wieder: Deine Verse eignen sich ganz und gar nicht zum Singen! —

\* \* \*

Wären die Tage nur nicht so lang! Soll ich Clavier spielen? Sonst übte ich, um Nora zum Gesang zu begleiten. Für mich allein klingt mein Spiel mir wie Klimpern. Soll ich noch weitere Stunden nehmen? Sie mußte es thun, weil ihre Stiefmutter es verlangte, und der Hin- und Rückweg mit ihr waren für mich schon ein Vergnügen. Jetzt finde ich die Wege traurig, das Geld für den Unterricht verschwendet. Wenn ich die Bücher, über die man uns Vorträge hielt, selber lese, lerne ich eigentlich mehr daraus. Nora hatte nicht Zeit zu lesen, überhaupt nie Zeit für sich. Zwischen den Stiefeltern, deren kleinem Kind, das sie nicht von sich lassen wollte, ihrem Gesang, den geselligen Pflichten, war sie immer gehetzt, war immer in Eile. Ich habe so viel freie Zeit! — Wäre ich nur nicht ganz talentlos! Die Anderen malen und brennen und sticken und sind seelenvergnügt, wenn sie einen Teller oder ein

hübsches Rückenkissen zu stande brachten. Ich — es ist nur, weil ich den Ehrgeiz habe. Sonst würde mein Lesen mir ja Freude genug machen. Aber immer nur lesen, lernen, in mich hineinsammeln, immer für mich, nur ernten und gar nichts ausstreuen, nichts säen, nie etwas für andere . . .

\* \* \*

*Die Stunden sie schleichen  
Mit bleiernem Gang,  
Die Tage, sie gleichen  
Sich, thatenlos lang.*

*Mein Leben, mein Zimmer  
Zeigt dasselbe Gesicht,  
Dasselbe für immer —  
Ich ertrage es nicht!*

\* \* \*

Alle die Tage habe ich mir nun fest vorgenommen, Großmutter sollte nichts davon merken. Und dann, wie gewöhnlich, habe ich auf einmal den guten Vorsatz ganz vergessen und ihr ge-

zeigt, wie mir zu Muth ist. Es war heute Morgen, ich hatte die Pflanzen am Fenster begossen und die abgeschnittenen Blumen in den Vasen neu geordnet. Nun wischte ich im Schrank die alten Raritäten ab, auch wie jeden Morgen, die Miniaturen aus Großmutter's Jugend, die silbernen Stühlchen und Puppengeräthe und dann den Palankin, die Sänfte mit den Trägern von Elfenbein, die sie mit aus Indien gebracht hat. Als Kinder standen Nora und ich oft vor dem Schrank und dachten es uns als höchsten Gipfel der Seligkeit aus, die Sachen nur berühren zu dürfen. Wenn man aber täglich so ein Stück in der Hand hält und abstaubt und wenn es noch so schön geschnitzt ist . . . Jeden Tag, dachte ich, immer wieder, Großmutter sitzt dabei am Fenster, das Licht scheint ihr auf die weißen Locken, und sie stickt und lächelt und ist zufrieden. Denn sie lebte ja ihr Leben, sie war in Indien, sie kannte die Fremde und kannte Glück und kannte Schmerz und ist nun im Hafen.

Aber ich —

Ich setzte die Sänfte hin, warf die Schrankthür zu, daß das Glas klang und streckte die Arme aus mit dem Wischtuch: »So, damit wäre ich für heute fertig. Was soll ich nun thun!«

Großmutter sah auf von ihrer Arbeit, ganz erschrocken. »Kind, willst Du verzweifeln, weil Deine Gespielin von Dir fortging?«

»Verzweifeln nicht, ich weiß, ich darf nicht. Aber mir ist so leer und haltlos, ich kann nichts, ich bin nichts, ich weiß nicht einmal, was ich will. Denn, wenn ich hier bei Dir bleibe, Großmutting, und die Leute mich noch loben für meine Tugendhaftigkeit, — glaubst Du wohl auch, ich thäte es aus besonderer Tugend und brächte Dir damit ein Opfer? Ja, was könnte ich, was sollte ich denn draußen? Ich habe kein Talent wie Nora, keine zwingende Eigenart, kein »Muß« in mir, das mir Noth und Entbehrung leichter erscheinen läßt als hier den Frieden. Ich könnte vielleicht Gouvernante werden, wie Du's in Deiner Jugend warst, — davon hast Du mir abgerathen. — Oder bezahlte Gesellschafterin bei einer fremden alten Dame. Da bleibe ich doch viel lieber unbezahlt zu Hause bei Dir.«

»Und das ist Dein »Ich« und das ist Dein »Muß« und Dein Talent. Und ist so stark wie jenes Andere und ganz so berechtigt. Meinst Du, irgendwelche Menschen, Deine geliebte Nora zum Beispiel, seien so frei, sich das Leben einzurichten, genau, wie sie wollen? Das Leben kommt und packt sie an und stellt sie an den Platz, den sie nicht wählten. Glaubst Du, ich hätte mir's ausge-

sucht, hier in dem kleinen, baufälligen, gemietheten Haus als unbequeme Großmama Dir, armes Ding, zur Last zu leben?«

»Großmutter«, rief ich, »so ist es ja gar nicht, Du mußt doch begreifen . . .«

»Schon gut, ich weiß ja, wie es ist, und daß Du mich lieb hast. Als ich jung war wie Du, da träumte ich mir ein sehr anderes Schicksal. Ich wollte Vicekönigin werden von ganz Indien und . . .«

Ich aber hielt mir die Ohren zu. Ich kenne das alles. Wie der alte Earl, der damals Vicekönig war, die junge, blonde Gouvernante seiner kleinen Nichte auszeichnete, wie sie sich vornahm, wenn er um sie anhalten werde, ja zu sagen und ohne Liebe, ohne Glück ihr Leben ihm und dem Volk zu opfern, den Armen, die sie sich einredete, besser begreifen, menschlicher behandeln zu wollen, als die Regierung es verstand. Und dann wie der junge deutsche Kaufmann dazwischen kam und aus dem schönen Plan nichts wurde . . .

»Großmutter«, rief ich, »nächstens kann ich an Deiner Statt die Geschichten erzählen. Ich kenne sie alle in- und auswendig, als hätte ich selber sie erlebt, ich könnte sie aufschreiben, Wort für Wort.«

»So?« sagte Großmutter und sah mich mit ihren klugen, durchdringend scharfen Augen eine Weile forschend an, — »so, denkst Du, das könntest Du? so, so. Nun, dann probir's doch.«

»Großmutter, was meinst Du?«

»Genau was ich sage.«

»Daß ich, ich es versuchen sollte . . . Und das traust Du mir zu? Und Du glaubst, daß ich's könnte?«

»Wenn Du kein Talent hast, wie Du behauptest, so hast Du vielleicht doch andere Gaben, die manchmal das Talent fast ersetzen: Ausdauer, Fleiß und den Willen, etwas zu können. Erzähltest Du mir nicht von dem Ginster, der niedrigen Pflanze, die ein edler Dichter besungen, wie sie durch anspruchloses Beharren öde Strecken in Wälder voll Duft umwandelt? Dein Leben erscheint Dir so ein öder, kahler Bergabhang, ohne Schatten. Versuch's, pflanze, grabe, sieh, was Du kannst. Vielleicht ist's dann doch nicht ganz so leer mehr.« — —

Heute Abend will ich die indischen Geschichten zu schreiben anfangen.

\* \* \*

Ich habe seit Wochen in dieses mein Tagebuch keine Zeile niedergezeichnet. Wenn ich auf-

wachte früh am Morgen, stand es vor mir, was ich schreiben wollte. Und wenn ich den Haushalt abgethan hatte, die alte Jette wußte, was sie kochen sollte, und Großmutter an ihrem Fenster mit ihrer Arbeit und ihren Seiden installirt war, dann flog ich die kurze Treppe herauf in mein Zimmer hier im Giebel und setzte mich an diesen Tisch und schrieb und schrieb. Die Feder flog nur so über die Seiten, ich mußte ihr folgen, wohin sie führte. Wenn ich durchlas, was ich geschrieben, war's oft ganz anders, als ich es vorher mir ausgedacht hatte. Manchmal erschien es mir neu und gefiel mir. Aber wenn ich am nächsten Tage es noch einmal las . . . Wie oft zerriß ich alle die Blätter und fing von vorn wieder an und zum dritten und vierten Mal wieder. Gestern bin ich fertig geworden. Es ist nur eine kurze Geschichte. Von einem jungen Mädchen, das Gouvernante wurde in Indien. Ich habe alles genau geschildert, wie Großmutter so hundertmal es mir erzählte. Aber als ich es ihr dann vorlas, da lächelte sie; »Das bist Du und nicht ich. Du hast Deine Sehnsucht nach der Fremde hineingebracht, die ich nie fühlte. Du hast eine Deutsche geschildert und ich bin Schottin, Du hast auch von Deinem modernen Wissen daran gethan. Ich bin, obwohl ich Erzieherin wurde, grenzenlos unwissend gewesen vor fünfzig Jahren.«

»Ist es denn schlecht?«

»Es ist vielleicht eine Kindergeschichte«, sagte sie. »Aber — nun ja, mir gefällt sie, mir ging sie nah und hat mich gerührt.« —

Das hat Großmutter gesagt. Und das ist im Grunde des Lohns genug. Ich habe die Freude der Arbeit gehabt und dazu ihr Lob. Wenn es nun weiter mir auch nicht gelingt, — damit sollte ich zufrieden sein können.

\* \* \*

Und ich bin auch zufrieden. Und ich will gar nichts Anderes. So, dieses wird nun also mein Leben. Damit habe ich mich einzurichten, so gut oder auch so schlecht, wie es gehen will. — Als ich nichts zu thun hatte, war ich melancholisch. Jetzt habe ich was zu thun, etwas Rechtes. — Ich möchte mir Großmutter's Philosophie zu eigen machen. Denn wenn ich bisher philosophische Bücher zu lesen versuchte, fühlte ich mich davon weder gebessert noch getröstet. Ihre Lebensweisheit ist einfach: Wir kommen zur Welt, ohne selbst es zu wollen, wir müssen fort aus ihr, noch minder auf eigenen Wunsch. Aber die Spanne Zeit dazwischen, die gehört uns, die haben wir, um aus ihr zu machen, so viel wie wir können. Wer sie nun mit Wünschen und Sehnen und mit



Seufzern verbringt, der verliert sie. Aus solchen Wünschen blüht keine Frucht auf. Aber wer aus seiner ihm zugemessenen Lebensspanne etwas Gutes, Frohes herausschlägt, für sich und für andere, und wär's auch nur, daß er zuweilen eine alte einsame Frau, die sonst freudlos bliebe, zum Lächeln brächte, der hat soviel doch sicher gewonnen. Denn was nachher kommt, das ist dunkel und ungewiß. —

\* \* \*

Heute Morgen beim Aufstehen las ich auf meinem Abreißkalenderchen einen Vers von Geibel:

*Das Leben ist gut und wohlgerathen —  
Zäume nur das Pferd nicht am Schwanz,  
Wolle die Nachtigall nicht braten  
und nicht singen lehren die Gans, —*

Also nicht zu viel wollen; das ist das Geheimniß, nichts Unerreichbares, nichts Fernes. Es ist auch wieder die Lehre vom Ginster: den Boden, in den man einmal gepflanzt ward, mit Blüten schmücken. Wenn ich das kann, wenn ich es nur kann! —

Uebrigens ist für heute das Nächste, daß ich zur Stadt gehe, Großmutter eine neue Haube und

mir selbst ein Kleid zu bestellen. Gehört auch mit zur Lebensphilosophie, sagt meine Alte: sich so schön machen, wie nur möglich, von innen und außen, daß man in jedem Augenblick an Seele und an Leib gerüstet ist, wenn man gerufen wird, vor seinem Gott, vor seinem Kaiser oder vor seiner intimsten Feindin ohne Scheu erscheinen zu können.

\* \* \*

Wie sonderbar das ist, vor drei Monaten schrieb ich unter meine Erzählung: *finis*. Und heute bin ich so wenig fertig, daß ich mir noch überlege, ob ich nun an die Abschrift gehen darf, oder noch einmal das Ganze durcharbeiten soll.

\* \* \*

Nun habe ich wirklich doch abgeschlossen. Großmutter und ich, wir waren beide gleich aufgereggt, als ich das Packet in ein Couvert that und die Adresse eines so berühmten Mannes darauf schrieb. Es ist eine Keckheit. Und er nimmt es nie an für seine Zeitschrift. Und ohne Protection und Empfehlung kann in Deutschland, wo so viele

schreiben, niemand hoffen, vorwärts zu kommen. — Aber, wenn es mir nun doch glückte!

\* \* \*

Manchmal denke ich, ich habe mir lange noch nicht genug Mühe gegeben, ich nahm das alles viel zu leicht. Und ich habe gar kein Recht, nun meinen Namen unter meine Arbeit zu setzen. Denn im Grunde — ist es nicht Großmutter, die das erlebte, die es gedacht, gefühlt, gelitten? Und ist es nicht sie allein, der ich's schulde, wenn es gelang?

— Heute will ich das Packet mit dem Manuscript doch noch nicht fortschicken. Wenigstens eine Nacht noch soll es im Hause bleiben. Wer weiß, ob nicht Großmutter etwas einfällt oder mir, was ich besser machen könnte. Und wenn es dann zu spät dazu wäre . . . Nein, lieber morgen, heute noch nicht.

\* \* \*

Ich habe es nun doch abgehen lassen. Als ich von der Post herauskam, — ich hatte das Packet selbst aufgegeben — ging Doctor Küster grade vorüber. Ist das nun ein schlechtes Zeichen oder ein gutes? Er grüßte, blieb stehen, sagte, er hätte

mich mehrere Wochen nicht gesehen. Er fragte diesmal nicht nach Nora. Ich scheute mich, von ihr anzufangen. So gingen wir ein paar Schritte zusammen, wohl etwas verlegen. Dann begann er, ich weiß nicht, wie's kam, von sich zu sprechen, von seinem Beruf.

Ob er mit Nora je so sprach? Dann begreife ich es doch nicht, wie sie sich nie recht für ihn erwärmen konnte, immer von seiner spöttischen Art, seinem »Streberthum«, wie sie es nannte, sich zurückgestoßen fühlte. Ich, heute, ich war so erfüllt von ihm und allem, was er mir gesagt hat, daß, als ich nach Haus kam und Großmutter fragte: nun, wie war es? — ich nur von ihm zu erzählen wußte. Das Andere, meine Arbeit, ihr Schicksal, und in ihrem mein eigenes, — das hatte ich für den Moment ganz vergessen.

\* \* \*

Ich habe wieder zu schreiben begonnen. Wer weiß, ob das gut war, was ich fortschickte. Jedenfalls will ich noch eine andere von den alten Geschichten versuchen. Es muß ernsthaft werden und dabei lustig. Ob ich das kann?

\* \* \*

Ein Brief von Nora. Sie läßt so selten jetzt von sich hören. Der junge Russe, der mit ihr bei der Pfarrersfamilie wohnte, ist fortgereist. Sie hat ihn endlich dazu gezwungen, sie hielt's nicht mehr aus, täglich seinen Jammer zu sehen. Sie fürchtete, aus purem Mitleid würde sie endlich dem Drängen des Aermsten nachgeben müssen und sich und ihre Kunst ihm opfern. »Warum lieben sie mich alle«, schreibt sie wieder, »zu Haus und hier und können mir doch mein Herz nicht erwärmen? Und wenn ich fühle: der ist der Rechte, den liebe ich, mit all meinen Fibern, — wie jetzt meinen Lehrer, den Professor am Konservatorium, — dann ist er müde, verheirathet, alt und denkt nicht an mich, nur an seine Kunst. Und dann packt mich die Verzweiflung, und ich verachte mich und ihn und alle Andern, die wir nur lieben, was wir nie erreichen können!« —

Arme Nora! Wie sie mir leid thut. Aber wenn ich sie so recht, von ganzem Herzen bemitleiden muß und mir dabei sage, wie gut ich's doch habe, daß niemand mich liebt und nichts mich sehr aufregt, dann — Ja, dann beneide ich sie so rasend, daß ich im Augenblick meine Ruhe gegen ihr Elend eintauschen möchte! —

\* \* \*

Ich habe ihr gleich geantwortet und ihr auch von mir geschrieben. Heute kommt nun wieder ein Brief. Sie fürchtet, daß sie binnen Kurzem das Quartier wird verlassen müssen. Der Russe ist fort, aber jetzt macht ihr die Frau Pastorin durch ihre ewigen Eifersüchteleien und Verdächtigungen das Bleiben in dem Hause unmöglich. Ich soll nur keinem Menschen es sagen, am mindesten ihrem Stiefvater und seiner Frau. Als ob ich das nicht von selber wüßte! Wieviel habe ich schon für mich allein behalten müssen! — Von dem, was ich ihr schrieb, von meiner Novelle, wie ich horche, warte auf die Antwort des Redacteurs — davon erwähnt sie natürlich nichts. Auf eine Antwort warten, ist das denn überhaupt eine Lebensfrage? Und wenn er nun »nein« schreibt, wie ich ganz bestimmt mir es denke, ja ganz bestimmt, was wird damit anders in meinem Dasein? Ich bin um eine Hoffnung ärmer, das ist alles. Und Großmama sagt, aus getäuschten Erwartungen, fehlgeschlagenen Plänen, niemals ausgeführten Entschlüssen bestünde das Leben.

Aber wenn er »ja« schreiben würde! —

\* \* \*

Wieder ein Brief von Nora. Sie braucht mich jetzt, sie sagt es selbst. Und es thut mir wohl, wie

nichts anderes, daß sie in jeder Noth und Sorge zu mir kommt. Wenn ich ihr nur helfen könnte. Ich, in ihrer Lage, ich würde . . . Und wenn mich ein junger, geistreicher, hinreißend lebenswürdiger und blutarmer Deutschrusse liebte und eine Schweizer Predigersfrau zeigte mir fortwährend, daß sie auf mich eifersüchtig wäre, und mein alter, grauhaariger italienischer Lehrer sagt mir täglich, ohne Leidenschaft und Erfahrung und Glück und Weh werde nie aus meinem Singen etwas Rechtes werden . . . wie kann ich wissen, was ich dann thäte, dann wäre ich eben nicht mehr Ellen Sander, die weise sich denkt, wie sie handeln würde.

\* \* \*

Doctor Küster fragte mich gestern, ob ich Nora noch ganz so entbehre, wie zuerst? Ich sollte ihm ehrlich Antwort geben. Er sah mich an dabei, als ob seine Augen durch und durch mich durchschauen wollten. — Ich habe sie grade so lieb wie immer, sagte ich. — Und das ist wahr, und das ist ehrlich. Daneben habe ich noch andere Gefühle. Es ist so schwer, ganz offen zu sein. Jedes Fühlen ist so vielfach. Wollte man es auch noch so klar zeigen, man könnte es nie, man lügt immer ein bißchen. Ich entbehre die Kindheitsfreundin

heute viel schmerzlicher als vor drei Jahren, am Tag, da sie fortging. Wenn aber heute Nora von Asten wiederkäme, die Nora, die sie bis heute wurde, — ob sie mir dieselbe wäre? Und wär' sie genau die geblieben, die da unten auf dem Stege den Abend vor ihrer Reise mit mir stand, als der Lohengrin uns beiden die Wasserlilien schenkte, — käme die jetzt durch irgend ein Wunder ganz unverändert, ja, wäre ich denn noch dieselbe, die ich war vor drei Jahren? — Jeden 15. August seitdem habe ich unten auf unserem Stege auf den Fremden von damals gewartet. Er ließ sich nicht blicken. —

Wo der wohl ist? und wie's ihm wohl ging, und ob er uns beide vergessen hat?

Und der Doctor, wie ist denn der? So unwandelbar der gleiche, daß er sie genau noch so liebt wie damals, als ihm nur der Muth fehlte zu sprechen? Oder . . . Manchmal ist mir, als ob er nur meiner wegen, weil er denkt, mich würde es freuen, so viel nach ihr frage. Und wenn ich mir klar zu machen suche, weshalb er wohl sich so verstellt . . . dann . . . - Nein, es ist besser, daß ich keine Freundin habe, weder Nora noch eine andere. Alles sagte ich ihr doch nicht. Kann ich doch nicht einmal hier diesen stummen weißen Blättern alles sagen, was ich denke.

\* \* \*



Es ist angenommen!! — —

Ich kann das Schreiben an E. Anders zehn Mal hier für mich copiren, kann es hundert Mal lesen, ich begreife es doch nicht. E. Anders bin ich, bin Ellen Sander. Und was ich schrieb, ist angenommen und wird gedruckt, gedruckt, gedruckt!

Daß ein Brief, so ein kleines Blatt von schlechtem Papier mit ein paar unleserlichen, gekritzeltten Zeilen so glücklich macht! Ich stand mitten im Zimmer und sah mir die niedrige Decke an, die mich oft so bedrückt hat — sie drückte nicht mehr. Im Glasschrank die indischen Raritäten aus Großmutter's Jugend — wie habe ich sie gehaßt diese Jahre, wie oft mir gedacht: ob das nun mein Leben ist und bleibt, den vergoldeten Palankin abzustäuben? und hätte ihn lieber gleich zerschlagen in tausend Stücke. — Heute kam mir das alte Kunstwerk wunderhübsch vor, und die elfenbeinernen Träger lächelten, als meine Hände sie berührten, und das ganze liebe Zimmer und mein Großmütterlein da am Fenster . . .

»Großmutter!« rief ich und warf das Staubtuch hin und lief zu ihr und kniete vor ihr auf dem Schemel, »Großmutter, denk' doch, ich, Deine kleine, dumme Ellen, ich bin es wirklich, freust Du Dich denn nicht?«

Da sah ich, daß ihre alten Augen voll Thränen standen. Sie nahm meinen Kopf in beide Hände und hielt mich so und sah mich an . . .

»Kind«, sagte sie leise, »Kind, ich kann nun ruhiger sterben!« —

\* \* \*

Großmutter hat mir's heute gestanden, wie es sie gegrämt und gequält hat, daß ich mich seit Nora's Fortgehen so leer gefühlt habe. Als ich einmal vor dem Nippschrank beide Arme von mir gestreckt und gerufen hatte; Was soll ich nun thun! — da hätte sie sich nur gewünscht, durch ihren Tod meiner Jugend die Freiheit geben zu können. Und hätte doch sich vor dem Sterben gegraut, weil sie mich so allein und haltlos nicht lassen durfte. »Nun ist alles gut«, sagte sie. »Ich habe Dich nicht durch meinen Egoismus verhindert, das Leben zu führen, das Du für Dich brauchst. Du hast, obwohl Du bei mir bleibst, Deinen Beruf gefunden, den schönsten, reinsten, den es gibt; weißt, wozu Du am Morgen aufstehst, weißt, wenn Du Dich am Abend hinlegst, daß Du zu thun hast am nächsten Tage. Und was auch kommt, Du bist geborgen. Glück kann man seinen Liebsten nicht geben, so heiß man es erstreben mag, Glück läßt sich nicht von Menschen

zwingen. Was mich befriedigt, dies kleine Haus, die Ruhe, die Sicherheit des Daseins, Deiner Jugend scheint das wenig. — Aber nun hast Du für Dich selber etwas erreicht, auf das Du stolz sein kannst, bist etwas, kannst etwas, — wirst nie mehr fragen, was nun, was thun!« —

Arme Großmama! Ob sie Recht behalten wird, daß ich nun etwas kann und nie mehr, nie mehr mich leer fühlen werde? Wenn ich selbst nur ganz so sicher darüber wäre.

\* \* \*

Ich habe nun wirklich auch die zweite von meinen Geschichten abgehen lassen. Großmutter war erst nicht so ganz zufrieden. Aber dann sprach sie mir Muth zu, so gut wie die erste sei diese gewiß, wahrscheinlich besser. Ich fand das auch. Jetzt, seit ich sie fortgehen ließ, freilich, finde ich es nicht mehr. Hätte ich nicht alles noch mehr feilen, länger mir überlegen sollen? Ich habe Angst. Das erste Mal war mir's nicht so wichtig. Wenn man mir mein Manuscript zurückgeschickt hätte, ich hätte eben was Anderes geschrieben. Aber diesmal . . . Nein, das ist ja gar nicht möglich! Nach so viel Arbeit, so ehrlichem

Wollen, nein, sie können es mir nicht abweisen,  
sie können es nicht!

\* \* \*

Nora schreibt, daß ihre Stimme gelitten hat von allen Aufregungen. »Was wird aus mir«, schreibt sie, »wenn ich nichts erreiche! Ruhmlos zu leben, eine nur in der zahllosen Menge, — das ertrage ich nicht!«

»Als ob der Ruhm so etwas Erstrebenswerthes wäre«, sagte Großmutter, als ich ihr die Stelle vorlas. »Denkst Du auch immer an den Nachruhm, wenn Du schreibst? Dann kann ich Dir es vorhersagen; Du arbeitest umsonst. So berühmt wie Goethe wirst Du nicht. Vergeßt es doch nicht; Ihr seid beide Mädchen! Was alle Frauen, von Mirjam, der Sängerin, bis auf George Sand und George Elliot der Kunst leisteten, das wiegt weder den einen Dante noch den einen Shakespeare auf.«

\* \* \*

Noch immer keine Antwort. Und damals kam das Ja doch so schnell. Will man mich durch langes Warten auf die Absage vorbereiten? Denkt so ein Herausgeber überhaupt daran, was seine Ent-

scheidungen bringen können, wie ein ganzer Mensch abhängt von seinem Wort? Was fange ich an, wenn er mir ein »Nein« schreibt? Nora sagt, sie ist verloren, wenn sie ihre Stimme verliert. Ich kenne sie besser, es bleibt ihr so viel, die Musik in jeder Form. Und ihre Schönheit. Und ihr Reiz, den sie auf alle Menschen ausübt, den sie in der Art, wie die Menschen ihr begegnen, wieder empfindet. Aber ich, wenn ich nicht schreiben kann . . . Was bin ich dann noch? Großmutter's Kind. Und wenn sie einmal fort muß . . . ?

\* \* \*

Noch keine Antwort. Morgen ist der große Ball bei Müllers, zu dem ich versprechen mußte, zu kommen. Ich habe so eine böse Ahnung . . . Aber wie viele Ahnungen trügen. Vielleicht wird diese auch getäuscht.

\* \* \*

Da ist die Antwort. Ich saß am Fenster bei Großmutter und las ihr vor. Ich sah den Postmann, noch eh' er in unsern Vorgarten einbog und wußte, was er mir bringen würde. Großmutter erkannte das Packet erst, als unsere alte Köchin Jette es ins Zimmer hereintrug. Wir sagten

uns beide: wir hatten es nicht anders erwartet. Das war aber Täuschung. Wir hatten beide, trotz aller Spannung, ganz bestimmt darauf gerechnet, daß es mir weiter gut gehen würde. — Der Redacteur schreibt: »In Ihrer zweiten Geschichte ist die Handlung spannender als in der ersten, die Schilderung von Land und Leuten ebenso anschaulich. Es fehlt nur etwas von der Lebenswahrheit, die bei jener in jedem Wort zeigt, daß alles selbsterlebt ist. Nun kann zwar kein Dichter alles, was er schildert, am eigenen Fleisch erfahren haben, doch muß er den Leser es glauben machen. Schöpfen Sie mehr aus sich, vertiefen Sie sich mehr, — ich zweifle nicht, Ihre nächste Arbeit wird mir dann wieder ganz gefallen.«

Ja, wie soll ich aus mir schöpfen, was nie in mir war? Und, wie soll ich mich vertiefen, wie macht man das? wo ist denn die Tiefe? Weshalb schien denn die erste kleine Geschichte lebenswahrer als diese zweite? Wahr sind sie beide, denn Großmutter hat sie einmal erlebt. Und sind doch beide nicht wahr, weil ich selbst nichts davon sah, nur von Hörensagen es weiß. — Was nun, was weiter?

Ich muß mich sehr zusammennehmen, um es Großmutter nicht zu zeigen, wie nah' es mir geht. Sie ist so verzweifelt. Arme, alte Großmutter! Daß man mit vierundsiebzig Jahren eine Niederlage, die einer anderen zustößt, noch so

schmerzlich mitfühlen kann, noch so bitter darunter leiden. Ich komme mir oft kalt und alt vor neben ihr. Ganz so wie sie ergreift mich auch dies nicht, thut mir fast mehr leid um ihretwillen als für mich. Sie will, daß ich zu Hause bleibe heute Abend: ich hielte es nicht aus, auf dem Ball den Leuten ein heiteres Gesicht zu zeigen. Aber ich gebe ihr nicht nach, lasse nicht eine erfundene Ausrede sagen, sondern gehe hin, wie ich es fest versprochen habe. — Ich kann es ganz gut. Zum Glück weiß ja kein Mensch von meinen Sorgen, nicht, daß ich schreibe, nicht, daß es anfangs mir so gut ging, noch daß ich jetzt Enttäuschungen habe. Wüßten sie es und könnten mich fragen, und ich müßte Rede stehen, das wäre wohl schlimm. Aber so . . . Ich brauche ja nicht einmal zu lügen

\* \* \*

Drei Uhr früh. Großmutter schläft, und ich mag sie nicht wecken. Aber ich kann noch nicht schlafen. Irgend etwas klopft noch in mir, das muß ich erst zum Schweigen bringen. Ist das nun die Tiefe, in die ich mich versenken soll? Bisher suchte ich sie gerade zu fliehen!

Also ich war auf dem Fest bei Müllers. Die Aufführung verlief vortrefflich. Ich habe soufflirt, wie ich versprochen. Sie sagen, ich hätte es gut gemacht, ich weiß nichts davon, ich hörte selbst nicht, was ich las. Dann kam der Ball. Meine Tänzer sagten mir Complimente über meine geschmackvolle Toilette. Meine Nachbarinnen fragten auch, von wem mein Kleid sei. Ihre seien von allerersten Schneiderinnen. Und sie sprachen über den Schnitt und über die Stoffe und über die Preise. Ich sprach, glaube ich, mit. Daß mein weißes, gesticktes Mullkleid aus Indien stammte, wo Großmutter auf einem Empfang im Regierungspalast es einmal nur trug — das sagte ich nicht. Ich dachte mir die Geschichte des Kleides aus, so, wie ich sie schreiben wollte. Da fiel mir ein, ob ich denn überhaupt noch schreiben dürfe? . . . Mein Manuscript ist zurückgewiesen, weil es nicht vertieft genug war. — Gleichviel, diese Geschichte schreibe ich. Ob es dann angenommen wird, das weiß ich nicht. Aber gut wird es. Denn ich weiß, wie dem Indier zu Muth war, der unter senkrecht glühender Sonne die Baumwollkapseln pflücken mußte, weiß, wie ein Anderer im feuchtkühlen, halbdunklen Keller an seinem primitiven Webstuhl saß und aus spinnwebfeinen Fäden den zarten Stoff bereitete, wie die braune, junge Wittwe, die verfehmt war und ver-



achtet, nur weil sie Wittwe war, Jahr um Jahr stickte und dabei von dem Feuer träumte, das sie hätte verzehren sollen, dem Gatten zur Ehre, wären nicht die neuen, die fremden Herrscher in ihr Land gekommen, die es verwehrten . . . Ich fühle mit ihnen, ich kann sie schildern, ich kann, ich will es, und es muß gelingen. Das Buch wird berühmt. — Und der große Dichter, der mir erst so götig schrieb, nun so tadelnd, der kommt zu mir und . . .

Ach so, es ist noch nicht so weit. — Das Buch soll erst noch geschrieben werden. Und der da vor mir stand war nur Doctor Küster, der mir den Arm bot, mich zu Tische zu führen.

Gleich im Gehen, auf dem Wege vom Tanzsaal ins Speisezimmer hinüber, beugt er sich zu mir und fragt: »Woran dachten Sie eben, als Sie da mitten in dem Schwarm von jungen Mädchen saßen? Sie hoben den Kopf auf und sahen plötzlich so glücklich aus, so weltfern, weit über allen Nichtigkeiten, — was für eine besondere Freude ist denn Ihnen heut widerfahren?«

Ich mußte lachen. Eine Freude! Wenn ich dem Doctor erzählt haben würde, was mir heute geschehen ist!

Aber er hatte seinen Zwicker aufgesetzt und sah mich an, wie er manchmal thut, so, als ob er in mir lesen könnte. »Es war wohl auch nicht eine

Freude«, sagte er dann. »Es war vielleicht im Gegentheil etwas, das Andere niedergeschlagen hätte. Sie aber fühlen Ihre Kraft und denken sich: ich kann, was ich will. Und ich denke es mit Ihnen. Wenn Sie's mir nur glauben wollten, Ellen, wie viel ich an Sie und mit Ihnen denke.«

So ungefähr hat er zu mir gesprochen. Und ich mußte ihn reden lassen. Ich wußte nicht die Antwort zu finden. Zum Glück, da wir zum Souper-tisch kamen, und zwischen anderen Paaren saßen, hatten wir uns nothwendig mit ihnen auch zu unterhalten. Mir war's eine Wohlthat. Ballgespräche sind so hübsch harmlos.

Aber warum denkt er an mich? Und warum spricht er so mit mir? Es thut mir wohl, ich kann nicht anders, es thut mir wohl und schmeichelt mir. Und es sollte doch nicht . . .

Unsinn! warum nicht? Was soll's mir nicht wohlthun, wenn der Mann, der meine liebste Freundin liebt, mich gern hat und achtet. Im Gegentheil, ich will mich dessen ehrlich freuen. Morgen früh schreibe ich es Nora und erzähle ihr alles. Wenn man die Sachen einfach nimmt, so sind sie auch einfach. Wie oft habe ich Nora sonst gescholten, sie suche hinter jedem Wort einen Doppelsinn, in jedem Gruß und jedem gleichgültigen Blick eine verborgene Liebeserklärung.

Muß ich nun auch in den Fehler verfallen? Ich will nicht, ich will nicht!

\* \* \*

Sehr fleißig. Diese Arbeit wird. Ich lese Großmutter bisher noch kein Wort vor. Es soll, und es muß.

\* \* \*

Brief von Nora. Sie antwortet nicht einmal auf das, was ich ihr von Doctor Küster erzählte. Was für Entsetzliches sie immer erlebt! Am Abend, an dem sie zum ersten Mal auftrat, hat sich nun doch der Russe erschossen, wie er es ihr schon lange gedroht. Und sie sollte singen! Sie sang auch wirklich und hatte Beifall. Das ist noch ein anderes Heldenthum, als wie ich neulich auf den Ball ging, am Tage, an dem mir meine Erzählung zurückgeschickt worden war. Dabei ist ihr das Singen nicht die Freude, die sie gehofft, ihre Stimme ist schwach, es strengt sie an, sie fürchtet, sie werde nie eine so große Sängerin werden, wie sie gedacht. Aber singen muß sie, um zu leben. Denn die kleine Pension, die ihr Stiefvater ihr alljährlich auszahlt, die gab sie fort für dieses Jahr und das nächste, der Frau Pastorin zu hel-

fen, bei der sie gewohnt hat, und die durch ihren und des Russen fast gleichzeitigen Auszug mittellos ist.

Wenn ich an Nora's Stelle wäre, was thäte ich wohl? Ob ich so großmüthig wie sie meinen eigenen letzten Bissen einer fremden Frau geben würde, die mir im Grunde sehr gleichgültig ist? — ob ich denselben Stolz besäße, eher zu hungern als heimzukehren und den Meinen zu erklären: es ist mir mißlungen, was ich wollte, nehmt mich wieder auf. — Ich weiß nicht, ich weiß nicht . . . Alle ihre edlen Eigenschaften, die besitze ich nicht!

\* \* \*

Als ich vorhin Großmutter küßte, fragte sie mich; »Was hast Du nur heute? wofür willst Du mir danken?« — Daß ich nicht elternlos bin wie Nora, hätte ich ihr antworten mögen. Ich sagte ihr aber nichts und lachte und sprach von gleichgültigen Dingen.

\* \* \*

»In Indien«, erzählte Großmutter neulich, »trägt auch die Bettlerin um Arme und Fußknöchel goldene Spangen. Nur sind sie nicht echt,

sind aus Straßenkoth und Dünger, zu Kugeln geballt, an der Sonne getrocknet, mit Blattgold beklebt und auf Fäden gereiht. Aber die niedrigste Frau aus verachtetster Kaste fühlt sich glücklich, je mehr solcher blitzenden, schimmernden Ketten sie sich umhängen kann.«

Wie sonderbar das ist, daß Glück von solchen Dingen ausgeht! Frau Elsa Müller hat aus dem Nachlaß einer Tante eine Diamantenriviere geerbt, Mann und Kinder standen um sie her und bewunderten sie in ihrem Schmuck: »Nein wie ich glücklich bin, ist es nicht zu schön?« fragte sie mich und drehte sich um und um vor den drei Spiegeln in ihrem Rococo-Toilettenzimmerchen. Der Bettlerin in Indien sind die Goldperlen aus Straßenschmutz genau dasselbe, mußte ich dabei denken. — Nora schickt mir einen Zeitungsausschnitt aus der »Perseveranza«; »Signorina d'Asta sang ihre große Arie recht gut.« — Das soll ich allen Leuten zeigen, schreibt sie mir, es machte sie glücklich, nun würden alle Träume noch wahr!

Mir kommt das unglaublich anspruchslos vor. »Recht gut« war uns in der Schule als Zeugniß kaum genügend, es mußte mindestens »Sehr gut« lauten. Freilich, dies steht gedruckt in der Zeitung. Aber doch . . . Ich bin wohl gar zu unbescheiden. Als meine erste kleine Novelle ange-

nommen war, war ich auch glücklich. Nun wird die zweite nächstens erscheinen, um die dritte bittet man mich schon im voraus. — Und ich frage mich jeden Tag: was leiste ich denn damit? was sind denn wirklich so ein paar Geschichten, heute gelesen und morgen vergessen, was bleibt dann davon?

»Was Glück ist, willst Du wissen?« sagte Großmutter kopfschüttelnd, »Kind, jedem was Anderes. Und doch wieder allen so ziemlich dasselbe. Goldperlen, Diamanten, Zeitungskritiken, Verlegerbriefe und — Liebeserklärungen, — sie beglücken, weil sie uns selbst in den Augen der anderen verschönert zeigen. Es ist nicht nur die Eitelkeit, die nach Befriedigung durch den Beifall der Menschen verlangt. Der höchste Ehrgeiz, die edelste Aufopferung und die kindischste Putzsucht, die sich an dem blitzenden Tand erfreut, sie bezwecken im Grunde alle dies eine: unser Ich erhoben zu fühlen und geehrt, indem wir anderen etwas geben, ihnen nützen, sie erfreuen. Aber je höher Dein Maßstab ist für das, was Du Glück nennst, je schwerer erreichbar wird es Dir bleiben.«

\* \* \*

Nora sagt heute in ihrem Brief, sie begreife es immer noch nicht, wie ich schreiben wollte und könnte. »Denn, was den Inhalt und die Triebfeder aller menschlichen Handlungen bildet, die zwei großen Leidenschaften Hunger und Liebe, die kennst Du ja nicht, wie willst Du sie schildern?« — Sie hat Recht, ich kenne sie nicht. Aber sind sie die einzigen? wirklich die einzigen Leidenschaften, die Menschen bewegen? und all' ihre Unterabtheilungen, Abstufungen, die zählen nicht mit, deren sollte mich keine berühren? Ich bin, Dank Großmutter's Sorge und Arbeit, nie ohne mein Mittagbrod schlafen gegangen. Habe ich deshalb nie Hunger empfunden nach Größerem, Schönerem, nach einem Dasein, das sich weit aufthut, das für viele, viele Menschen die Arme ausstreckt, sie an sich ziehen, beglücken, ihnen die Noth lindern möchte? Und solch ein Durst nach Leben, Wirken, man mag es Ehrgeiz oder wie immer sonst benennen, der wäre nicht stark genug, daß man als Triebfeder eines Lebens für jeden verständlich, für jeden ergreifend ihn schildern könnte — das heißt, wenn man überhaupt etwas könnte?

Mich dünkt, es ist ähnlich auch mit der Liebe. Die, welche Nora meint, die eine, — nein, nein, die fühlte ich nicht, die will ich nicht fühlen. Aber ich sah sie. Und ich kenne alle Kräfte, die sie her-

vorbringt (vielmehr, die sie »auslöst«, denn es ist moderner, elektrisch zu reden) — die Kräfte heißen: Eifersucht und Leidenschaft, heißen Haß und Entsagung, heißen Ungeduld und Geduld. — Die ich selbst nicht fühle, die erblicke ich bei Anderen, spüre ihrem Entstehen nach, behorche ihr Wirken. Großmutter liebt mich und ich sie. Wenn man gegen mich etwas sagt, das verletzt sie, macht sie scharf und hart, sie, die sonst die Güte und Nachsicht selbst ist. Wenn ich etwas thun will, wovon ich denke, ihr könnte es mißfallen, so thue ich es lieber nicht. Und scheint dies Fühlen vielleicht auch nur schwach und scheint es nur klein im Vergleich zu der anderen starken, heißen Leidenschaft, ein Bruchstück, ein Abglanz von dem Ganzen, das man Lieben nennt, ist es doch auch. Ebenso ist aber das, was man schreibt, auch nur ein Ausschnitt von dem Ganzen des Lebens. Der größte Dichter kann nicht das Weltganze, er kann nur ein Stückchen desselben schildern, und eben das thue, das versuche ich auch.

\* \* \*

Ich habe dies Tagebuch damals für Nora angefangen. Aber ich weiß nicht, wie es kam, ich habe es ihr immer nicht schicken mögen. Sie verlangt



wohl auch nicht mehr danach. Und jetzt — nein, jetzt kann ich's viel weniger als früher.

\* \* \*

Ich kam von der Stadt nach Hause und wollte Großmutter wie gewöhnlich vorerzählen, was ich unterwegs gethan. Sie hat das sonst gern, ich denke mir zu ihrem Vergnügen förmliche Romane aus von den Leuten, mit denen ich in den Läden sprach, und die ich sah. Heute hörte sie mir nur zerstreut zu. Nach zwei Minuten wußte ich, daß auch sie hier zu Hause inzwischen etwas erlebt haben mußte.

»Was hast Du, Großmutter, was ist Dir?«

»O nichts, was fällt Dir ein, thue ich denn etwas Besonderes?«

»Es war jemand hier.«

»Ja gewiß, der Doctor.«

Ich erschrak. Ich bin ganz ehrlich. Ich weiß bestimmt, daß ich in der ersten Secunde nur an Großmutter dachte und daran, daß er sie jetzt behandelt in Vertretung unseres alten Arztes. Ihr gehe es gut, erklärte sie mir rasch, um mich zu beruhigen, er hätte ihr freilich Reisen und Spazierenfahren verordnet, obwohl er ganz gut wissen sollte, daß unsere Verhältnisse uns sol-

chen Luxus nicht erlauben. Aber er sei auch so eigentlich heute nicht als Arzt gekommen.

»So? was hatte er denn hier zu thun?« fragte ich ärgerlich und unbesonnen.

»Zu thun? nicht viel. Er ließ seinen Siegelring von dem Ringfinger der rechten Hand auf den der linken hinübergleiten und wieder zurück. Und noch einmal hin und noch einmal her. »Dann zog er ein Messerchen aus der Tasche, warf's in die Luft und fing es auf. Auch mehrere Male. Ich saß hier, wo ich immer sitze, er da gegenüber an Deinem Platz. Ich sah ihm zu. Mich genirte es nicht sehr, was er trieb. Ich dachte mir nur; wenn einer schwer krank ist und nervös und liegt im Bett und der Arzt überlegt sich die Behandlung und spielt dabei Fangball mit Ring und Messer . . .«

»Das thut er aber nicht bei Schwerkranken, das thut er nur, wo er für sich denkt und für sich zweifelt. Er ist viel zu rücksichtsvoll, viel zu mitfühlend, um einen Patienten in Unruhe zu setzen.«

»So?« fragte Großmutter und sah mich an, »ist das Deine Meinung?«

Ich hätte es auch lassen können, ihn zu vertheidigen. Sie denkt nun wieder . . .

Hat er von Nora mit ihr gesprochen, oder — von wem sonst? und was?

Ich habe sie nicht fragen mögen. Ich will's auch nicht wissen, besser nicht. Neulich schon einmal, als ich sagte, ich könnte das nicht schön finden, daß er damals nicht um Nora angehalten, weil sie ohne Vermögen sei, da sagte Großmutter mit einem so sonderbaren Ton: »Vielleicht, wenn es ihm gehörig tief gegangen wäre, hätte er das Hinderniß nicht so gefühlt. Wenn er ein Mädchen einmal sehr lieb hat, so wird er sie auch ohne Mitgift heirathen.«

Aber er hat ja doch sie geliebt, meine schöne, glänzende Nora. Und die kann man nicht vergessen. Nein, und die soll er auch nicht vergessen. — ganz gewiß nicht um meinetwillen.

Um meinetwillen! Da steht das Wort. Ich habe das gedacht, und ich schrieb es. Weil ich es fühlte, weil es so ist. Ich habe immer versucht, es zu leugnen, es zu verheimlichen. Auch vor mir selber. — Aber ich weiß es und weiß es schon lang.

\* \* \*

Und das wäre das Ende von all' unseren Träumen? Nora wird eine Concertsängerin, der die Leute um ihrer schönen Augen willen mehr Beifall spenden als für das, was sie kann. Und ich, ich helfe zu ihrem Ruhm nicht durch mein Dichten,

ich opfere nicht eine himmelstürmende Liebe für Großmutter freudig auf, ich bin nicht Wohlthäterin und Erzieherin aller Armen in unserer Stadt — ich werde einfach die Frau des Doctors, der für Nora nicht gut genug war, der mir aber damals schon ganz wohl gefiel. — Und das käme dabei heraus, wenn wir Mädchen uns einmal etwas Großes vornehmen? Nein, bei mir nicht. Denn ich will nicht! ich will nicht, ich will nicht!

\* \* \*

Ein Brief von ihm. Er verlangt mich zu sprechen. Es ist gut, daß ich es vorher weiß. Sonst, wenn er unerwartet, irgendwo in einer Gesellschaft oder auf dem Spaziergang, wie neulich einmal, an mich herangetreten wäre und hätte plötzlich mich festgehalten und mich gefragt . . . Ich weiß nicht, ob ich frei genug gewesen wäre, die Antwort zu geben, die ich ihm doch geben muß.

Nora schreibt mir, sie hätte eine so unbändige Sehnsucht nach Geliebtwerden und nach Lieben. Manches Mal ließe sie sich hinreißen, den Männern, die sich um sie bemühten, sich freundlich zu zeigen, nur aus Liebesbedürfnis. Und dann käme nachher der Rückschlag, ihr innerstes Selbst, das sich empörte und sich frei bewahren

müsse, bis einmal der erschiene, der Rechte, nach dem sie immer schon ausgesehen. Ich sage mir aber: ich bin nicht so, ich entbehre nichts, ich will nichts entbehren. Und käme der Lohengrin wieder von damals, ich wiese ihn ab.

Freilich den Lohengrin vom Wasser kannte ich nicht. Und ihn kenne ich so gut. Es ist mir viel schwerer. Aber ich bin ja vorbereitet. Ich werde ganz fest sein.

\* \* \*

Wir haben uns unten in der Allee am Wasser getroffen. Es war ein richtiges Rendezvous. Als ich um die Wiese herumkam, lehnte er da an dem Geländer, mich erwartend. Wenn ich ihn nun lieb hätte, mußte ich denken, und käme zum Stelldichein, ihm es zu sagen, anstatt um ihm den Abschied zu geben, — wie mir dann wohl zu Muth sein würde? Vielleicht ist der Unterschied nicht sehr groß. Herzklopfen hatte ich schon so.

Er richtete sich auf, als er mich sah, und kam mir entgegen und dankte mir dafür, daß ich gekommen wäre. Er hätte vor ein paar Wochen meine Großmutter besucht, um ihr zu sagen, was ihm schon so lang auf dem Herzen läge, daß sie es mir wieder sagen sollte. Aber dann hätte er plötzlich gefühlt, das sei nicht das Rechte, wenn

er nicht mit mir selber spräche, würde ich nie ihn ganz verstehen. Und meine Antwort von anderen Lippen zu erfahren, ertrüge er nicht. Darum hätte er mich gebeten, ihn hier zu treffen. Freilich, seit er meine kurze Zusage erhalten hätte und jetzt noch mehr, seit er mich sähe, wüßte er auch, was er von Anfang an gefürchtet, daß Alles, was er auch sagen könnte, ihm bei mir doch nicht viel nützen werde. — So ungefähr sprach er. Ich gab keine Antwort. Es summte mir so vor den Ohren. Dabei hörte ich deutlich in den Zweigen, wie der Wind vorbeistrich, und ein Vogel streifte mit seinen Flügeln mir nah am Kopf hin, und das Wasser schlug an das Ufer, ganz gleichmäßig, langsam. Ich glaubte sein Herz klopfen zu hören und fühlte meines. Die gingen beide hastig und laut. So standen wir eine ganze Weile und sahen uns an und sahen dann fort. Keiner brachte ein Wort mehr hervor. Wozu auch. Wir verstanden uns so. Einmal setzte er an, wie um zu sprechen. Ich hob die Hand, er sollte es sich sparen. Er senkte den Kopf. Ich dachte, ich müßte ihm doch vielleicht sagen, weshalb ich nicht wollte. Da litt er es nicht.

Und so standen wir noch eine Zeit lang. Ich glaube, mich fror.

»Gute Nacht«, sagte ich und gab ihm die Hand. Er drückte sie mir und ließ sie dann fallen.

Bis hier ans Haus ging er neben mir her. Er machte mir die Pforte auf. Ich wußte nicht, ob ich ihm danken dürfte. »Gute Nacht«, sagte ich nur noch einmal.

»Es ist also wirklich Ihr Ernst, und ich soll daran glauben, daß nun alles aus ist?«

»Ja«, sagte ich.

Es thut mir nicht leid. Ich habe recht gethan. Ich würde heute das Gleiche thun, das Gleiche sagen. Denn ich liebe ihn nicht, nein, ich liebe ihn nicht.

\* \* \*

Gestern, als ich durch die Allee ging, fiel mir's wieder ein, was für große Hände er hat. Wenn man einen Menschen lieb hat, ob man dann auch so etwas bemerkt? Ob ich überhaupt im Stande wäre, irgend einen Mann und Menschen so zu lieben, daß ich einen Fehler an ihm nicht sähe?

\* \* \*

Ich hatte die Feder schon angesetzt, um Nora zu schreiben. Dann schob ich wieder das Briefblatt bei Seite. Sie hat soviel eigene Sorgen und Schmerzen. Wozu sie noch mit meinen plagen! Und dann — sie würde mir zureden, glaube ich.

Schon aus Stolz, damit ich nicht dächte, daß es sie noch kümmern könnte, wenn ihr ehemaliger Verehrer von ihr abfiel. Und ich will mir nicht zureden lassen, von keiner Seele. Von ihr ganz gewiß nicht.

\* \* \*

Heute Morgen bekam ich Correctur zugeschickt. Da hatte ich Wichtigeres zu thun, als meinen Gefühlen nachzusinnen. Darum sind ja die Männer so viel besser daran, weil sie aufs Comptoir gehen, in ihr Bureau, an ihre Praxis und ihr Ich mit all seinen Schmerzen für so viele Stunden des Tages abzuschütteln verpflichtet sind. Ich habe meines auch von mir geworfen und die Correcturfahnen sehr gewissenhaft durchgelesen. Ob er, wenn er zu den Patienten ins Haus tritt, wenn er ihnen den Puls fühlt, mit ihnen spricht, es vergißt, was da unten am Wasser zwischen uns Zweien geschehen ist? — Wie stumm wir waren, wie verlegen. Manchmal muß ich beinahe lachen, wenn ich daran denke, wie komisch eigentlich es war, eine Liebesscene ganz ohne Worte. Aber dann wieder ist mir nicht komisch, nicht spöttisch zu Muth. Ihm war's ernst genug. Freilich, er hat schon einmal früher gemeint, daß



es ernst sei und hat sich nachher bald getröstet.  
Aber doch — —

\* \* \*

Mein erstes größeres Honorar. Wir haben lange überlegt, was ich mit dem Gelde machen sollte. Nun will ich mir ein Boot dafür kaufen. Doctor Küster hat einmal früher Großmutter verordnet, sich viel in freier Luft aufzuhalten. Es freut mich ganz heimlich, etwas zu thun, das seinen Verordnungen entspricht. Und es freut mich, etwas geben zu können, was ich scheinbar mir allein schenke. Sonst nähme sie es ja nicht an.

\* \* \*

Ich wiederhole mir all die Gründe, die ich habe, um ihn nicht zu wollen. Es ist nicht, weil er früher eine andere sehr geliebt hat und weil ich fürchte, ich könnte auch in dem Register seines Herzens nur so eine Phase bilden, die wieder von einer Anderen ersetzt wird. Es ist nicht nur, weil ich meiner alten Freundin Nora den Verehrer, auf dessen Treue sie vielleicht noch zählt, fortzunehmen mich scheue, mich ebenso scheue, was sie verschmähte, für mich gut genug zu finden.

Und es ist nicht, weil ich Schriftstellerin bleiben will und glaube, ihm wird das vielleicht nicht recht sein. Auch nicht, weil ich mir geschworen habe, mich meinem Großmütterlein zu weihen, mein Leben lang, und heimlich mir wünschte, einst durch irgend ein Opfer ihr beweisen zu können, wie sehr ich sie liebe. — Nein, das ist's nicht, denn es ist ja kein Opfer, ganz gewiß nicht. Es sind alle die Gründe und noch so viele, viele andere!

\* \* \*

Ach war das eine fatale Geschichte! Ich muß noch lachen, wenn ich dran denke. Die erste Visite eines berühmten Schriftstellers, des Herausgebers der Zeitschrift, in der meine Novellen erschienen. Seinen Besuch hatte ich mir gewünscht und davon geträumt, wie von etwas Unerreichbarem. — Er fragt draußen Jette: »Wohnt hier E. Anders?« schickt seine Karte herein, wird ins Zimmer geführt und sieht mich. Daß ich kein Mann sei, das wußte er ja längst. Aber so ein kleines, häßliches, unscheinbares blondes Fräulein hatte er doch wohl nicht zu finden erwartet. Er war sichtlich enttäuscht. Und in demselben Augenblick, da ich von meinem Stuhl am Fenster aufgestanden bin, ihn zu begrüßen, sehe ich

draußen, im grauen Nebel, durch die Allee vor unserem Garten Doctor Küster vorübergehen. Ich habe drei Wochen lang nichts von ihm gehört. Wenn der jetzt käme! Großmutter bemerkte ihn nicht. Sie sieht mich und den Fremden erstaunt an. Wir sprachen, glaube ich, davon, daß es in unserer Stadt so viel regnet. Ein berühmter Mann und ein Schriftsteller! Und er hat nichts Besseres zu sagen. Großmutter fing von Indien an, dort schiene die Sonne. Uebrigens schiene sie auch herzerwärmend, erquicklich schön in dem letzten seiner Romane. Sie ist so klug, sie weiß immer das Rechte, was Jedem wohl thut. So geehrt ist, wie's scheint, kein Dichter, daß er nicht gern sich loben hörte. Nach fünf Minuten waren die beiden die besten Freunde. Ich athmete auf, denn nun konnte ich still sein. Der Doctor ging draußen noch einmal vorüber. Ob er den Anderen gesehen hatte, wie er zu uns kam? Und denkt am Ende . . . wer weiß, was der denkt. Ich habe kein Mittel, ihn aufzuklären. Es muß so bleiben. Vielleicht ist es ganz gut so.

Der berühmte Mann drückte mir, als er ging, beide Hände. »Fahren Sie nur so fort zu schreiben. Sehen Sie, ich hatte doch recht, daß ein wenig Vertiefung noch Noth that. Und was Sie für eine Großmutter haben! Wirklich eine höchst bedeutende, hervorragende Frau.«

Von dem, was ich schrieb und schreiben wollte, hatten wir nämlich nicht eine Silbe miteinander gesprochen. Aber das was er über Großmutter sagte, war wenigstens ehrlich. Und wie es sie freute. Und wie natürlich es ist, daß sie ihm sympathischer war als ich. — Also der Traum, daß ein erster Dichter zu mir kommt, der wäre erfüllt. Ob alle überschwänglichen Träume auf ähnliche Weise in Erfüllung gehen?

\* \* \*

Under-currents. — Ich weiß nicht, wo ich kürzlich das Wort gelesen habe, das mir nun nicht mehr aus dem Sinn kommt. Bei Allem, was ich thue und rede, muß ich seitdem mich nach den Unterströmungen fragen, die ungesehen mitwirken. Neulich, als der Dichter uns besuchte, und ich kein Wort fand — Großmutter meinte, es sei Befangenheit gewesen, vor seiner Größe . . . ich ließ sie bei der Meinung. — Und gestern beim Dinner bei Müllers, als mein Nachbar mich fragte, welche Bücher ich in der letzten Zeit gelesen, ob ich auch viele Zeitschriften sähe und ob mir nicht ein paar kleine Geschichten von einem Herrn, er habe den Namen sich nicht gemerkt, glaube aber, er hieße Anders, in die Hand gekommen wären? Die hätten ihn, meinen Tischherrn, so an Groß-

mutter erinnert, denn sie spielten in Indien. Ich sah ihn an, konnte er etwas wissen? Wahrscheinlich nichts. Er dachte nicht daran, daß ich die Geschichten geschrieben habe. Und doch war ich von dem Gedanken so eingenommen, daß ich nichts mehr sprechen konnte.

Nach Tische zog mich Frau Müller bei Seite: »Liebe Ellen, ich muß Sie tadeln. Wollen Sie denn alle Männer abschrecken? Wie waren Sie wieder mit dem guten Herrn Warenholz eben! Was hat Ihnen der Aermste gethan, er spricht so gern von Literatur, liest beinah so viel wie Sie selber, oder ist Ihnen sonst etwas störend gewesen?«

Und ich wußte keine klügere Antwort, als mich von ihr abzuwenden und dazu noch roth zu werden.

Sie denkt nun entweder, der harmlose Mensch habe irgendwie sich zudringlich gegen mich genommen, oder noch schlimmer! die Anwesenheit des Doctor Küster, denn der hatte mit seiner Dame gegenüber bei Tisch gesessen und jedes Wort deutlich hören können, nähme mich immer noch so in Anspruch. Oder denkt sie vielleicht ganz einfach: Ellen ist eine Gans? Und wär' diese Meinung der beschränkten Frau Elsa Müller die richtige, die zugleich die von dem ganzen dummen Erlebniß am meisten mich ärgert, just weil sie so wahr ist? Under-currents auch in mir sel-

ber. Ich sage, schreibe, denke etwas und da drinnen, irgendwo ganz tief da drinnen in mir ist ein Gefühl, — ich will's nicht hören, ich höre es auch nicht . . .

Und wie sieht denn mein Ich aus? Und was denke, was will ich wirklich?

Wenn ich das mir klar machen könnte!

\* \* \*

Ich athme erleichtert. Er ist fort.

»Wissen Sie auch schon, daß Doctor Küster auf zwei bis drei Monate verreist ist?« fragte Frau Elsa.

Großmutter war sehr überrascht. Er hätte sich Überarbeitet freilich und sähe schlecht aus und brauchte Erfrischung; wohin er denn gegangen sei, und wer ihn verträte in seiner Praxis? Sie war so lebhaft, ich brauchte gar nicht viel zu sagen; daß ich ebenso überrascht war, ließ ich nicht merken. Frau Elsa sah mich so neugierig an.

»Er geht vielleicht auch über Mailand«, sagte sie. »Sie wissen, er hatte von jeher eine Neigung für unsere Nora.«

Und Großmutter rasch, sie wollte mir, glaube ich, die Antwort ersparen: »Gewiß, gewiß; Sie meinen also, daß sich die Zwei noch finden könnten, nach so langen Jahren?«

»Ja«, sagte Frau Elsa, »es wäre sehr nett. Obgleich — wie Nora jetzt denkt, natürlich kann ich hier nicht wissen, aber damals . . . Und von ihm hat man behauptet, daß er auch ganz andere Ideen hätte in letzter Zeit.«

Als sie fort war, stickte Großmutter so gleichmüthig, als ob nichts geschehen wäre und sie von nichts wüßte. Ich stand vor ihr und wartete, ob sie mich etwas fragen würde. Sie stickte weiter.

Dann nach einer Weile: »Nun«, sagte sie, »Du stehst da noch? Willst Du mir wohl jetzt gern Dein Manuscript vorlesen? Ich bin vollkommen bereit, es zu hören, bring es nur her.«

\* \* \*

Die Stadt erscheint mir so wunderbarlich leer. Ich gehe Besorgungen zu machen und kann durch alle Straßen gehen zu jeder Tageszeit, wenn es mir einfällt, es ist überall still. Sonst fürchtete ich mich vor jeder Ecke. Irgendwo fuhr auf einmal ein Wagen rasch ans Trottoir und hielt neben mir an und Doctor Küster sprang heraus und fragte nach Nora. Er fragte immer sehr laut nach ihr, daß der Kutscher es hören sollte. Der Kutscher weiß schwerlich, wer Nora ist. Und es kann ihm höchst gleichgültig sein, für wen der Doctor ihn anhalten läßt. Vielleicht denkt er, es ist eine Pa-

tientin. Aber ich weiß nicht, er hat so ein listiges Gesicht. Er war mir unbequem dieser Kutscher. Viel lieber hatte ich, wenn ich hier in unsere Allee kam, in der keine Wagen fahren können, und der Doctor begegnete mir hier unversehens. — Er ging spazieren für seine Gesundheit, sagte er dann. Das ist unkontrollierbar, ich konnte es ihm nicht wehren. Jetzt genirt mich kein Wagenrollen in der Stadt. Und hier draußen ertappe ich mich darauf, daß ich gähne, wenn immer nur ein Kindermädchen mit Kinderwagen und noch ein Kindermädchen daher kommt.

Die Stille ist ja wunderbar schön, aber — — daß ich nun nirgends mich verstecken, nirgends ihm geschickt zu entweichen, gar nicht an ihn zu denken brauche, das — — ja, ich fürchte, das bringt mich dazu viel mehr als sonst an ihn zu denken.

\* \* \*

Ein Brief von Nora. Er war bei ihr, und sie haben sich ein paar Stunden lang gut unterhalten. Er gefiele ihr viel besser, sei ruhiger, männlicher geworden. Nur das nervöse Spiel mit den Händen habe er noch immer, das werde ihm wahrscheinlich seine Frau erst abgewöhnen. »Aber«, fährt sie fort, »daß er mich zu dieser nicht machen will, es gar nicht mehr möchte, wenn ich es jetzt



wollte, das sagte er mir auch. Nicht mit Worten, doch deutlich genug. Ich war ihm nie geneigt, bin es heute weniger als damals. Daß er aber so ganz und gar nicht in seinen Gedanken sich mit mir beschäftigte, während er mir gegenüberstand, neben mir im Wagen fuhr, bei mir am Tisch im Restaurant saß, wir beide allein, — das . . .

So sind die Frauen. Ihre Eitelkeit fordert von einem Mann, ob er ihnen noch so gleichgültig sei, ihren Tribut. Und wenn er den einmal willig gezollt hat und zollt ihn jetzt nicht mehr, das schmerzt wie ein Stich.«

So schreibt mir Nora. Sie zieht das Facit ihrer Erfahrung. Sonst wenn sie solche Erfahrungen aussprach, dachte ich immer, wie anders ich sei. Jetzt . . . Vielleicht hatte ich eben noch keine Erfahrung. Und die erste die ich an mir mache, die sagt mir, ich bin genau so wie sie.

\* \* \*

Gestern war ich bei Doris Kruse, meiner einstigen Kinderfrau, die schon lange gelähmt liegt. Als ich die Sahltrappe herunter kam, wollte jemand hinauf. Die Treppe ist aber so eng und so dunkel, daß nicht zwei Menschen an einander vorüber können. Er kehrte um und wartete unten. Mir war das etwas unheimlich. Wer weiß,

was für Leute in dem alten Hause wohnen mögen! — Als ich in den Hof kam, — hell ist es auch dort nicht zwischen den schwarzen, hohen vier Mauern, — sah ich ein Gesicht, das ich kannte: Doctor Rohde, ein älterer, sehr geachteter Arzt.

»Sie hier, mein Fräulein! Ja, waren Sie auch wohl bei der Frau Kruse? Können Sie mir vielleicht sagen, was Interessantes an der armen Person ist? Sie ist seelenvergnügt in ihrem Stübchen mit den anderthalb Blumentöpfen auf dem Fensterbrett, die sie von ihrem Bett aus sehen kann, und die Nachbarin, die auf demselben Flur wohnt, versorgt sie aufs Beste. Aber da bindet mir Heinrich Küster die Frau auf die Seele, als handelte es sich wer weiß um was für einen bedenklichen seltenen Fall. Bei allen seinen anderen Patienten sagt er ruhig: Du wirst schon wissen, was Du zu thun hast. Nach der fragt er in jedem Brief. Begreifen Sie das?«

»Ich? . . .« sagte ich. »Er schreibt Ihnen also? Wie geht es ihm?«

»Ja, wenn ich das wüßte! Ueberhaupt, Fräulein Sander, der ist so ein Mensch, über den man sich nur ärgert. Fährt auf und davon, grade da sich seine Praxis auszubreiten beginnt, da er anfängt, jung, wie er für einen Arzt noch ist, sich einen Namen hier zu machen. Und ich kann und ich kann's nicht ergründen, wer es auf dem Gewissen

hat, daß er die Freude an seinem Beruf, ja an seinem Leben verlor und ziellos herumkutschirt in der Fremde.« —

Ich ging dann nach Hause. Mir war so schwer, als ob ich Blei in den Gliedern hätte.

\* \* \*

Eine lobende Kritik. Ich bin so froh! — Manchmal in der letzten Zeit war mir's, als hätte ich nicht das Recht zu schreiben und müßte ein anderes Leben beginnen. Nun, da man mich so lobt, meine ich wieder, ich könnte doch etwas und dürfte es nicht aufgeben. Und dabei bin ich ganz beschämt. Verdienne ich denn so viel? Ich gab mir Mühe. Aber das thun höchst wahrscheinlich alle, die überhaupt schreiben. Wenn meine Sachen besser scheinen als andere, so ist das ein Glücksfall. Ich freue mich dessen, aber es macht mich meiner Mängel nur noch bewußter. Und wenn irgend ein Verdienst doch dabei sein sollte, so ist es, daß ich diese Großmutter habe. Und das ist doch eben nur wieder mein Glück! —

\* \* \*

Ich brachte ihr einen Rosenstrauß, so groß, daß man recht sein Gesicht in all' den Duft hinein

vergraben kann. Und darauf bestellte ich zur Verwunderung der alten Jette, die mitten in der Woche solche Extravaganz nicht gewöhnt ist, ihre sämtlichen Lieblingsgerichte. Rosen und Kuchen für zwei alte Leute, wie Großmutter und ich sind, das klingt vielleicht komisch. Aber es ist schön, wenn man ein Kind bleibt und an Rosen und an Kuchen in ihrem Alter sich noch freut.

\* \* \*

Um den Feiertag würdig zu schließen, habe ich Großmutter heute Abend noch gerudert. In meinem Boot, daß ich vom Honorar mir kaufte. Wir trugen jede ein paar Rosen aus dem Strauß an der Brust. Und in der Tasche hatte ich die Zeitung mit der Kritik.

Es war wohlilig und windstill und warm. Ich glaube, die Luft war in Festesstimmung, gehoben, erleichtert, so wie ich mich fühlte. Auf dem Fähnhaus wehte die Fahne, zum Zeichen, daß Musik sei. Sonst rudern wir an solchen Abenden häufig dorthin, legen uns vor den Garten und hören zu. Großmutter sieht gern die vielen Menschen, die jungen Mädchen in eleganten hellen Kleidern, die in dem engen Raum, zwischen den langen Dampfschiffsstegen, ihre Boote zusammendrängen und als lustige Zaungäste, ohne erst drinnen

Entree zu bezahlen, das gute Concert vom Wasser aus hören. Heute war sie's ganz zufrieden, daß ich am Fährhaus vorüberfuhr und weiter hinaus. Die Musik verklang. Ich pflückte ihr ein paar Wasserrosen noch zu den anderen.

Dann kamen wir in die schmalen Kanäle. Die Gärten gehen bis hinunter ans Wasser. In jedem beinah spielten Kinder. Ich ruderte langsam, um sie zu sehen. Einmal lag ein Mann im Gras auf dem Rücken, und drei kleine Mädchen kletterten, purzelten, krabbelten um ihn. Eine Dame stand daneben. Sie pflückte von dem weißen Hängerosenstrauch in der Mitte des Rasenplatzes eine Knospe nach der anderen und warf sie bald dem Mann zu, bald den Kindern, die sich jauchzend darum balgten. Als sie unseren Ruderschlag hörte, sah sie auf. Sie erröthete ein wenig, daß Fremde sie so in ihrer häuslichen Freude beobachteten. Und dann, als sie näher hinsah, erröthete sie stärker noch und grüßte. Denn sie kannte mich und ich sie. Es war Hulda Werner, Nora's und meine Schulgenossin, die für etwas dumm galt in unserer Classe.

Wir ruderten weiter. Als wir in den Feenteich kamen, begann es zu dunkeln, die Kinderstimmen in den Gärten verstummten allmählich, die stillen Trauerweiden senkten ihre langen, feingefiederten, sehnsüchtigen Zweige schattenhaft

zum Wasser nieder. Wir schwiegen auch. Und dann unter dem Brückenbogen hindurch und draußen die weite, spiegelnde Fläche noch hell, der Himmel zart grau, gelblich rosa und violett, alle Farben deutlich erkennbar, aber rings umher an den Ufern die Gaslaternen schon angezündet, da und dort rein weiß dazwischen elektrische Lampen, ebenso weiß beinahe die großen gespannten Segel der Yachten, die, auf den Nachtwind wartend, vor den Gartenstegen lagen. Ich ruderte, bis wir aus dem Bereich der Dampfboote heraus waren; so recht in der Mitte des Wasserbeckens ließ ich die Ruderstangen ruhen, daß das Boot mit der schwachen Strömung hier herübertrieb gegen unser Ufer zu. Großmutter verhielt sich gar so schweigsam. Ich fing, um doch etwas zu sagen, wieder von der guten Kritik an.

»Laß mich sie noch einmal lesen«, sagte Großmutter.

Es war beinahe zu dunkel. Ich gab sie ihr aber.

»Der Stil dieses Autors ist von so ruhiger, ehrlicher Schlichtheit, er verhält sich so unpersönlich, erzählt objectiv, was sich begeben hat, daß man aufathmend denkt: Nun, endlich, da schreibt doch einmal wieder ein Mann!«

»Ein schönes Lob«, sagte Großmutter.

»Ist Dir's nicht recht? was hast Du dagegen?« rief ich. Ihr Ton wollte mir nicht gefallen.

»Nichts, wenn es Dich freut. Wir sind eben verschieden. Ich kann nichts dafür, daß ich altmodisch blieb. Du und Nora, Ihr wollt etwas Männliches, etwas Höheres als zum Beispiel Eure Schulgenossin Hulda, die, wie es schien, mit Gatten und Kindern sich vollständig zufrieden fühlte.«

»Großmutter, Du weißt doch . . .«

»Ja natürlich, ich weiß, Du bedarfst solcher Nebensachen nicht.«

»Du selbst, Großmutter, Du warst so froh und weintest vor Freuden damals, als ich zu schreiben anfing.«

»Gewiß, das that ich und freue mich dessen noch jeden Tag. Hättest Du aber den guten Herrn Doctor Küster, anstatt daß er so eine lange Reise machen muß, hübsch in seiner Praxis gelassen, wie es für einen jungen Arzt sich schickt, und wärst nur die zwei bis drei Straßen weiter zu ihm in sein Haus gezogen, — ja, weißt Du denn nicht, mir wär's doch noch lieber gewesen? Meinst Du wohl, Ellen, Deine alte Großmutter sei so ein Oger, so ein Geizhals, daß sie ihrer Schätze nur unter Schloß und Riegel verwahrt sich freuen könnte? Du bist mein, Du bleibst mein, so lang wir Zwei leben. Je reicher Dein Dasein sich gestaltet, um so freudiger wird auch das Restchen des meinen. Wenn Du vielleicht denken solltest, Dich mir zu Liebe opfern zu wollen, — ich danke, das

Opfer nehme ich nicht an. So, das hatte ich Dir einmal zu sagen. Und nun rudere zum Steg und laß mich aussteigen. Es wird kühl.« —

Woher sie es weiß, das hat sie sich nicht abfragen lassen. Hat irgend Jemand uns dort unten gesehen in der Allee? Oder ahnt sie es nur aus Intuition, weil sie so klug ist, sich des Doctors plötzliche Reise mit meinem Schweigen zusammen zu reimen?

\* \* \*

Es ist kein Opfer gewesen, gewiß nicht. Ich that's, weil ich es nicht anders konnte. Ich that's, weil ich mußte. Ich würde es heute ganz ebenso thun.

Ja, würde ich das auch? — Es ist eine leise Stimme in mir, ein under-current. Wenn ich die hörte! . . . Aber ich will nicht, ich höre sie nicht.

\* \* \*

*Man wählt es selber nicht, dies Leben,  
Es kommt, ist da, ward uns gegeben  
Und hält uns fest.  
Wir aber beben*



*Vor Allem, was es bringt, dies Leben,  
Vor dem, wozu 's uns zwingt, dies Leben,  
Bis es uns läßt!—*

\* \* \*

Der Kutscher ging an mir vorüber heute morgen in der Stadt. Zu Fuß und ohne Livreehut, ich hätte ihn nicht erkannt, wenn er nicht begrüßt hätte. So in der Nähe schien mir das Gesicht weder listig noch spöttisch, nur gutmüthig dumm. Ich war nahe daran, ihn zu fragen. Aber was weiß denn so ein Kutscher. Und was begehre ich denn eigentlich zu wissen? — Weiß ich nur, was ich will, so ist das genug. —

\* \* \*

In meinem Schreibtisch fand ich heute beim Aufräumen eine kleine alte Pappschachtel, in der lagen zwei verwelkte Wasserlilien. Und ich erinnerte mich des Abends, an dem Nora und ich unten am Steg standen und des fremden Mannes, der vorüberrudernd innehielt und sie uns gereicht hat.

Siehst Du, sagte sie, so müßte einer sein und aussehen, den ich lieben könnte. — Ich sagte es nicht, doch ich dachte dasselbe.

Die Blüten, die er uns gab, habe ich treu bewahrt, obwohl die weißen, atlasartigen Blätter längst vertrocknet sind, gelb und häßlich. Aber wenn er selbst heute käme und wäre noch so schön, noch so lohengrinhaft herrlich . . . ?

\* \* \*

Wie wunderbar. Vor ein paar Tagen dachte ich an ihn. Da schreibt Nora, sie hat ihn getroffen, den Lohengrin, den Schwanenprinzen. Sie schreibt so aufgeregt, nur kurze Sätze, der Brief schließt dreimal und fängt ebenso oft wieder an. Er ist der Graf Ziehrer, der bekannte Nordpolfahrer, und jetzt nächstens wird er nach Afrika auf eine Forschungsreise gehen. Sie hat ihn einmal bisher nur gesprochen, nach einem Concert, ihn gleich erkannt und er sie auch. Es war ein Zufall, daß er überhaupt nach Mailand gekommen ist, ein reiner Zufall, daß er in ihr Concert ging. »Wäre der Zufall nicht gewesen« — so schreibt sie mir — »hätte ich vielleicht sterben müssen, ohne zu wissen, daß ich überhaupt ein Herz besitze.«

— Sie liebt ihn also. Arme Nora! Wird sie nun glücklich? Wird sie, die sonst nach kurzem Aufblühen jeden Mann verächtlich zurückwies, ihn für alle Zeit weiterlieben, ihn heirathen?

Nach einmaligem Sehen! Das wäre eigentlich etwas sehr Schönes, Ersehenswerthes. Ich meine aber, so wie ich jetzt bin, ich könnte Einen besser lieben, der nicht wie ein Schwanenprinz märchenhaft plötzlich in meinen Gesichtskreis hineingeschneit käme, sondern der . . . Ich, was weiß ich denn davon. Was geht's mich an, was rede ich überhaupt nur mit.

\* \* \*

Nora hat nicht wiedergeschrieben. Ich begreife das nicht. Der letzte Brief war so erregt. Ich schrieb ihr schon drei Mal. Und nie eine Antwort. — Was kann es nur sein?

\* \* \*

Unser alter Arzt ist gestorben. Es ging mir wie ein Schlag durch alle Glieder. Seit ich denken kann, kam er jeden Sonntag ganz pünktlich um 3 Uhr, saß neben Großmutter am Fenster und plauderte. Er war nicht so alt wie sie, aber alt genug, daß er sich noch der Menschen entsinnen konnte, die zu ihrer Generation gehört hatten. Und er hatte meinen Vater gekannt und meine hübsche junge Mutter und mich, seit ich geboren wurde. Wenn ich krank war als Kind, dann er-

zählte er mir, wie er als Knabe das Scharlachfieber gehabt und verheimlicht hätte, um die Schule nicht zu versäumen; wenn ich, größer geworden, über irgend etwas klagte, schilderte er, wie er seinen ersten Kopfwehtag, am Morgen nach seiner ersten Kneipe, im Leid über seine erste Liebe überwunden und dann von den dreien, Trinken, Kopfschmerzen und Lieben, für alle Zeiten genug gehabt hätte. Man lachte über seine alten Geschichten. Es hieß aber doch, es sei wohl etwas Wahres daran — er hätte ein Mädchen gern gehabt, das ihn nicht gewollt. Darum ist er einsam geblieben. Und ist auch allein gestorben, ganz allein im Haus, in der Nacht. Und Niemand, der ihn nah beweint . . .

\* \* \*

Er ist zurück. Ich ruderte Großmutter heute Abend. Vom Fährhaus klang der Lohengrinmarsch. Sie steuerte dorthin. In dem viereckigen Raum zwischen den Dampferstegen lag Boot an Boot. Die Bekannten grüßten. Sie sprachen noch von dem plötzlichen Tod des alten Doctors. Bei der Musik. Es that mir weh. Ich hatte die Abendfahrt vorgeschlagen, daß Großmutter Anderes denken sollte. Frau Elsa fragte, ob wir schon wüßten, daß Doctor Küster zu der Beerdigung

zurückgekommen sei. Es hieße aber, er wolle sich nicht darum bemühen die Praxis des Alten für sich zu erwerben, sondern werde noch einmal verreisen.

Während sie das erzählte, sah ich das Fährdampfboot vom gegenüber liegenden Ufer näher kommen. Darauf saß Jemand und lehnte sich auf das Geländer. Wie der den Kopf hielt, ich konnte ihn nur halb sehen, aber doch . . . Sein Freund Doctor Rohde wohnt hier an dieser Seite des Wassers, das fiel mir ein. Denn zur Musik kam er ganz gewiß nicht.

Ich sagte, daß es gar zu heiß sei in dem Gedränge, ob wir nicht lieber ins Freie wollten. Ein wenig geschoben — von anderen Booten halfen sie mit — so glitten wir schnell Rand an Rand, ohne die Ruder brauchen zu können, durch das Gewühl hin und waren draußen, bevor noch der Fährdampfer an den Steg recht angelegt hatte, und ehe ein Mensch heraus springen konnte.

»So«, sagte ich, »hier ist es doch frischer.«

»Ja«, entgegnete Großmutter, »für Dich gewiß, denn Feigheit macht heiß.«

»Großmutter, feige! Warum sagst Du das?«

»Weil Du es bist. Sieh' Deinem Handeln und Deinen Gedanken einmal ehrlich in die Augen. Warum läufst Du davon vor Herrn Doctor Küster? Weil Du Dich fürchtest, wenn er Dich heute wie-

der fragte, ihm nicht so entschieden Nein sagen zu können? Wenn Du das aber fühlst, so brauchst Du auch nicht mehr davon zu laufen.«

Ich glaube, ich gab ihr keine Antwort. Was hätte ich ihr darauf sagen sollen!

Ich ruderte zurück, sie stieg aus, ich kettete das Boot an den Pfosten neben dem Steg und stand und dachte: ich bin also feige . . .

\* \* \*

Nein, ich bin's nicht!

Es war ganz spät. Ich hatte das da oben geschrieben und hielt's nicht aus mehr in meinem Zimmer. Ich lief hinunter, obgleich es fast Nacht war, durch die Alleen rund um die Wiese und steckte den Schlüssel ins Schloß an der Pforte zu unserm kleinen Grasgarten, vor dem mein Boot liegt. Da kam er plötzlich aus dem Dunkel. Er muß in der Nähe gewartet haben.

Er sagte: »Guten Abend«, und wollte, wie gewöhnlich, von Nora anfangen, er hätte mir Grüße zu bestellen.

Ich unterbrach ihn: »Sie selbst schrieb mir schon Alles von Ihrem Besuch. Jetzt freilich schweigt sie seit vielen Wochen, und ich fasse nicht, was ihr geschehen ist. Aber ich will heute gar nichts von Nora wissen. Ich möchte etwas

von Ihnen hören.« — Ich weiß nicht so genau, was ich sagte. Ich sprach ganz rasch. Und mitten in meinem Satz blieb ich stecken. Denn plötzlich fiel mir ein; wenn nun sein Fühlen für mich so vergangen wäre wie das damals für sie?

Er zog sein Pincenez aus der Tasche und setzte es auf, als ob er mich nicht recht erkenne. Es war ja dunkel, ich sah aber weg. Ich hörte ihn einmal tief aufathmen.

»Von mir wollen Sie hören?« sagte er dann mit einer ganz veränderten Stimme, die wunderlich rauh klang, »wirklich von mir? Ja, Fräulein Sander« — ich weiß genau jedes Wort, das er sagte — »ja, wissen Sie, was auf der ganzen Reise mich am meisten beschäftigt hat. Ein neues Buch. Ich fand es zufällig auf einem Tisch im Hotellesezimmer. Es heißt: Kleine indische Geschichten von E. Anders. — Und da ich es las, da kannte ich den Autor — und . . . Ellen, Ellen, meine Ellen!«

Weiter haben wir nichts gesprochen. Man kann, so scheint es, das Ja ebenso gut ohne Worte sagen wie ein Nein. Er fragte nichts, ich brauchte ihm auch nichts zu erklären. Er hat ja das Buch erkannt und er kennt mich.

So, nun bin ich nicht mehr feige.

Sobald es Tag ist — denn die Nacht ist halb schon vergangen — will ich meine Großmutter wecken, mein liebes, altes Großmütterlein, und

ihr es sagen, daß ich kein Opfer bringe. Und dann . . . dann mag das Leben kommen wie es will. Ich habe versprochen, einen Menschen glücklich zu machen. Wie werde ich glücklich sein, wenn ich das kann. — Nein, nicht wenn . . . Ich bin ja glücklich!



Die Linden und Ulmen der alten Allee rings um die Wiese haben seit damals so manchmal geblüht, sind manches Mal wieder kahl geworden, die weite Wasserfläche hat sich mit hartem Eis überdeckt, mit Schnee verhüllt, ist wieder im Sonnenschein aufgethaut und abermals weiß eingefroren, Jahr ein und Jahr aus. Nun ist es Herbst — ein rascher Wagen fährt über die Brücke, Frau Ellen legt ihr Gesicht an die Scheibe und sieht über das Wasser zu den Bäumen, zu ihrem Stege. Unwillkürlich greift ihre Hand nach der ihres Mannes, der neben ihr sitzt: »Dort«, sagt sie leise, »sieh' hin, es ist noch Alles wie früher. Nur sie und ich — wie werden wir uns wieder finden?«

»Auch unverändert«, sagt er ruhig. »Quäle Dich nicht. Wird ein Mensch denn jemals ein anderer? Wenn Du Dein Tagebuch von damals heute durchliest, so wirst Du es sehen; wie viel auch äußerlich sich gewendet, obwohl Du Frau und Mutter geworden und eine Schriftstellerin,

deren Namen mit Achtung überall genannt wird — in Deinem Herzen bliebst Du dieselbe. Daß sie die alte Freundschaft noch hoch hält, zeigt ihr Brief und ihr Kommen. Vergiß, was dazwischen liegt, sei, wie Du damals für sie warst, so wird sie es auch sein.«

Sie drückte ihre Finger in einander, wie um sich selber fest zu halten. Es zittert etwas in ihr, es hämmert ihr in den Schläfen. Sie denkt daran, was Nora Alles erfahren haben mag, was sie veranlaßte, so lange Jahre nicht ein Wort und jetzt plötzlich wieder zu schreiben, sie denkt an allerlei dumpfe Gerüchte, die ihr über die Freundin zu Ohren kamen. Ein Nebel der Trennung liegt zwischen ihnen.

Aber da sind sie schon am Bahnhof. Der Zug ist noch nicht da: »Natürlich, Du kommst zu früh«, sagt der Doctor mit einem mitleidigen Seitenblick auf seine blasse, erregte Frau. Sie gehen auf und ab in der leeren Halle. Noch zehn Minuten, noch fünf, noch zwei! Jetzt! da hinten zeigt weißer Dampf sich, kommt näher in einer großen Curve, man sieht schon die Wagen . . .

»Ellen«, sagt der Doctor rasch und hält sie zurück in der letzten Secunde, »Ellen, noch eins: Du bist besser als sie. Vergiß das nicht. Laß Dir nicht einreden, weil Du daheim bliebst und keine Abenteuer erlebtest, hättest Du Dich klein zu

fühlen. Bewahre Dir Deinen Stolz und meinen. Es soll kein Mensch von meiner Frau geringschätzig denken. Nicht einmal Du selbst. Nun geh', der Zug hält.«

Sie ist schon fort von ihm, über die Schienen, sie läuft an den Wagen hin, blickt in jeden, in jedes Gesicht. Die aus der ersten Klasse aussteigen, kennt sie nicht. Aber da hinten, aus der zweiten, eine hohe Gestalt in tiefer Trauer . . .

»Ellen!« ruft die Frau.

Und: »Nora?« fragt sie. Sie glaubt es nicht. Das graue Haar, das graue Gesicht . . . Kann sie denn das sein?

Aber die Fremde hat sie in ihre Arme genommen, der Mantel umhüllt sie, die grauen, wirren Haare berühren ihr die Stirn, und Thränen, brennend heiße Thränen feuchten ihr die Backen. Nora, es ist doch Nora, hält sie und küßt sie. Auf die Augen, den Mund, auf ihren Scheitel, auf den Hals; sie nimmt ihr die Hände, und die heißen Lippen brennen durch den Handschuh hindurch, die Zähne beißen sich zusammen, das Schluchzen erschüttert die hohe Gestalt.

»Nora«, bittet Ellen, »Nora! Laß mich. Nicht hier.«

Im Augenblick hat sie sie frei gegeben. »Ach so«, sagt sie und tritt um einen Schritt zurück mit plötzlich trockenen Augen — »es schickt sich

wohl nicht? — Freilich, Du bist ja auch nicht allein, ich sah Deinen Mann. Guten Tag, Doctor Küster.«

»Guten Tag, Frau Gräfin, Gräfin Nora — nicht wahr, so darf ich, als Ellen's Mann, Sie doch nennen?«

Sie lacht und nickt. Ihr Lachen klingt hart. Wie sie zwischen den beiden den Perron hinunter geht, drehen die Leute sich nach ihr um. Sie hat den stolzen Anstand wie früher. Von der Rührung, die sie im ersten Momente erschütterte, blieb keine Spur. So gleichgültig blickt sie auf ihre Begleiter wie auf all' die fremden Menschen, die neben ihr, vor ihr sich drängen. Erst als sie im Wagen sitzen, sie und Ellen, kommt etwas Leben in ihre kalten, müden Züge: »Sie fahren nicht mit?« fragt sie den Doctor.

»Nein; wie Sie sehen, habe ich nur das Arztcoupé das ich meiner Frau und Ihnen für diesen Abend lasse. Auf Wiedersehen.« — Damit schließt er die Thür.

Sie lehnt sich bequemer zurück.

»Er ist wirklich ein guter Mensch. Ich wußte das damals schon. So ein Mensch, der äußerlich allerlei Stacheln hat, der einen gern reizt, daß man sich ärgert. Aber drinnen weich. Mir nicht so unähnlich. Drum konnte er auch nichts Besse-

res thun, als Dich zu heirathen. Und Du hast ihn gern?»

»Ja«, sagte Ellen.

»Kleine, bist Du noch so schüchtern, noch immer, daß Du mir nicht davon sprechen kannst, wie sehr Du Deinen Ehemann lieb hast? Oder meinst Du, ich sollte Dir heute es noch übel nehmen, daß er mich vergaß Deinetwillen? Ich habe ihn nicht geliebt, das weißt Du. Es gefiel mir, wenn er mir etwas Schmeichelhaftes sagte. Und noch viel mehr, wenn er mich nur so ansah, als ob er sich unendlich viel Gutes von mir dabei dachte. Das hatte sich übrigens schon verändert, als er mich in Mailand besuchte. Ich wußte es im ersten Blick. Seine Augen fangen nicht Feuer mehr. Nicht damals, noch eben jetzt. Du kannst ganz ruhig sein.«

»Ich bin ganz ruhig«, entgegnete Ellen.

Nora faßte sie an beiden Schultern, wie sie es früher gethan hatte: »O Du, Du! Du bist ruhig, sagst Du. Und das ist wahr, und Du bist es wirklich. Und bist doch noch meine Freundin. Ist auch das wahr? Sage ehrlich, was dachtest Du, als ich Dir schrieb, daß ich kommen wollte?«

»Ich dachte . . . Nora, ich dachte, es ist so lange her, daß wir uns nicht gesehen haben. Wer weiß, ob wir uns noch gut verstehen. Und ich, ja, ganz ehrlich, ich fürchtete mich. Bis Du kamst.«

»Und jetzt? Und nun?«

»Du bist Nora, und ich bin Ellen. Es ist Alles, wie es war.«

»Glaubst Du das? Ach, wenn das sein könnte. — Aber wohin fahren wir, weiß denn der Mensch nicht? Ich will in ein Hotel in der Stadt. Wozu fährt er hier über die Brücke?«

»Er fährt Dich natürlich zu uns nach Hause.«

»Zu Dir? Ich schrieb Dir, daß ich im Hotel wohnen wollte.«

»Ja, aber . . . Ich dachte, es wäre Dir doch vielleicht lieber . . . Oder nein, daran dachte ich nicht weiter. Ich wußte nur, mir ist es so lieber.«

»So?« sagte Nora. Sie lehnte ihr Gesicht an die Scheibe. Von der Brücke aus ging der Blick über das weite Wasserbecken, rings von Bäumen eingerahmt. Ein Dampfboot kam mit weißem Dampf durch den feinen lichtgrauen Nebel. Und irgendwo wiegten dort sich die Schwäne . . .

»Wohin fahren wir?« fragte sie abermals.

»Du weißt es doch«, Ellen nannte ihre Adresse, »ich schrieb Dir's genau. Hast Du alles hier so vergessen, daß Du nicht einmal mehr Dich erinnerst, wo das ist?«

Sie kreuzten gerade die Schienen der Verbindungsbahn, die Fensterscheiben in ihrem Wagen rasselten, andere Wagen kamen entgegen, das Pflaster ist schlecht an der Stelle dort, man kann

nicht sprechen und nichts hören. Vielleicht hatte Nora auch keine vernehmbare Antwort gegeben. Sie hielt die Hände im Schoß gefaltet, den Kopf gesenkt und blickte gerade vor sich hin. Zur Rechten lagen die hübschen Häuser mit ihren Veranden. Noch ein paar solcher ländlicher Gartenstraßen, so waren sie angelangt. Ellen war das Herz schwer . . . würde sie nicht bei ihr bleiben wollen?

Nun kamen sie in die Kastanienallee. Die Blätter fielen gelb und welk, sie füllten die beiden flachen Gräben neben dem Fahrweg aus bis zum Rande; an den dicken knorrigen Stämmen aber war die nach Westen, dem Regen ausgesetzte Seite wie im Frühling von einem Kleide von maifarben sammetartig leuchtendem Moose lichtgrün überzogen.

Nora hob die Hand und strich sich das Haar aus der Stirn. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, man sah, wie traurig verblüht ihr Gesicht war.

»Komm«, sagte sie, »steigen wir hier aus.«

»Hier? Aber Nora, wir sind noch nicht zu Hause.«

»Geht's nicht nach Fontenay da hinunter? Da bin ich zu Haus. Laß den Wagen halten.«

Ellen gehorchte, wie sie es früher als Kind gethan hatte. Sie sagte dem alten Kutscher nur

rasch, daß er dem Herrn bestellen sollte, sie kämen zu Fuß nach. Dann folgte sie der Freundin, die schon in den kleinen Weg eingebogen war, zwischen ein paar altmodischen rothen Backsteinhäusern, grün bewachsen, mit niedrigen Fenstern und Schindeldächern. Sie ging gerade aus, die Blicke vor sich hin gerichtet, ging neben der Wiese her, in die Ulmenallee am Wasser. Ellen brauchte nicht mehr zu fragen, ob sie der Heimath vergessen hätte. An der hölzernen Pforte zu dem Grasgärtchen mit dem Bootsteg blieb sie stehen.

»Schließ auf!«

Ellen schüttelte ihren Kopf. »Ich habe den Schlüssel nicht.«

»Nicht den Schlüssel? Du hast ihn nicht? wie ist das möglich? Geh, hol' ihn Dir, rasch!«

»Aber Nora, was denkst Du? Er gehört uns doch nicht mehr. Das Haus, in dem Du mit Deiner Mutter und dann mit dem Stiefvater gelebt hast, bis sich seine Frau ein neues baute, ist niedergerissen. Und unser einstiges Häuschen, siehst Du es nicht dort jenseits der Wiese, zwischen den Bäumen, wie es verändert und umgebaut ist? Ich weiß nicht einmal, wer jetzt dort wohnt.«

»Also verschlossen!« Nora rüttelte an der Pforte. Das Holz des Geländers knarrte, aber es gab dem Druck nicht nach »Mein Kindheitspara-



dies verschlossen!« murmelte sie. »Wenn Du es wüßtest, wie ich mich sehnte, da vorn auf dem schmalen Holzsteg zu knieen und die Hände auszustrecken und dem Schwan den Hals zu küssen, wenn er vorüberkommt, wie ich mich sehnte!« . . .

»Laß uns ein paar Schritte weiter gehen bis zu dem allgemeinen Steg, dort ist es beinah ganz so wie hier.«

Nora lachte hell auf: »Auf dem allgemeinen Steg! Es ist beinah dasselbe! O Du, Du, Ellen! denkst Du das wirklich? Meinst Du im Ernst, der bequeme Steg um zehn Schritte weiter, den alle Welt benutzen kann, der wär' mir derselbe, wie mein eigener kleiner, verschlossener, an den ich zwölf Jahre zurückgedacht habe, von dem mein ganzes Leben ausging, mein Glück und mein Elend, der mein ist, mein eigen, ob ihn auch fremde Füße jetzt treten. — Beinahe dasselbe! wie ich das Wort hasse! Alles Halbe, Stellvertretende, Tröstlichseinsollende, alles, was nicht ganz ist, ist gar nichts, ist schlechter als nichts. — Komm, laß uns sitzen. Ich bin müde von der Enttäuschung.«

Sie ging zu einer Bank, die in der Allee stand, und ließ sich schwer darauf niedersinken. Ein Kindermädchen, das dort schon saß, rückte zur Seite. Nora achtete nicht auf sie, sie saß tief vorn-

über gebeugt, mit zusammengeschlungenen Händen, die ihr wie kraftlos niederhingen. Nach einer Weile erhob das fremde Mädchen sich und schob ihren Kinderwagen weiter. Nun setzte Ellen sich zu der Freundin und legte ihr die Hand auf die Schulter. Nur ein Schluchzen gab ihr Antwort. »Nora, ach Nora!«

Jene hob den Kopf mit einem Ruck: »Was willst Du? Das schickt sich wohl wieder nicht! Wir sind ja auch hier nicht allein, wie ich mir's gedacht hatte auf unserem Steg. Was sollen all' die Kinderbonnen und die Ammen davon denken, daß eine Frau dasitzt und weint. Du und Deine Großmama, Ihr würdet etwas so Uncorrectes niemals thun.«

»Meine Großmutter laß aus dem Spiel.«

»Verzeih!« und jene küßte sie wieder ein paar Mal rasch und leidenschaftlich, wie sie es auf dem Bahnhof gethan.

»Ich verzeihe es Dir gern. Aber wenn Du irgendwie glaubst, mich lieb zu haben, so solltest Du wissen, daß ich von Allem, was ich bin, und was ich kann, und was ich denke, und was ich schreibe, ihr das Beste verdanke.«

»Ich habe Dir nicht weh thun wollen. Aber in mir ist's so weh und so wund — da kommen einem auch leicht bittere Worte. Und wenn ich Dich sehe, ruhig, gehalten, gesittet und kühl . . .

Und in Deinen Büchern, — ich las sie ja alle, ich weiß, wie sie bewundert werden, und bewundere sie selbst, — in Deinen Büchern ist auch keine Silbe, die je gegen die gesetzmäßige Weltordnung verstieße, keine, die Deine alte, puritanisch strenge Großmama nicht hören dürfte. Da dachte ich mir oft schon, Du und ich, wir werden uns schwerlich mehr verstehen. Denn ich, ich heiße nichts gut, weil es alt und weil es so Sitte und weil es Gesetz ist, sondern vielmehr . . . Bevor ich Dein Haus betrete, mußt Du wissen, mit wem Du zu thun hast. Vielleicht willst Du nachher mich nicht kennen. Höre mich an. Ich mache es kurz. Da ist das Wasser, es sieht heute grau aus, so grau, wie ich selbst bin. Damals schien die Sonne viel öfter als jetzt, — ist Dir es nicht auch so? Was ich für himmelstürmende Pläne im Herzen trug! Ich wollte beweisen, was Frauen können. Weißt Du es noch? Und den letzten Abend und den Schwan und den, der im Boot kam, als ich dem Schwan den Hals geküßt hatte . . .«

»Ich weiß«, sagte Ellen, »ich bewahre noch die Blätter von den beiden Nymphäen, die er uns gab. Du aber bist seine Frau geworden? Du weißt doch, daß Du mir nie schriebst, nicht eine Zeile, seit dem Brief, der mir sagte, daß Du ihn wieder gesehen hättest.«

»Wohl, ich weiß. Denn ich liebte ihn damals. Wie sehr — —, wenn ich Dir das schildern wollte, Du faßtest es nicht. Alle Worte sind lahm. Ich war jung und einsam. Meine Träume von Ruhm und von Größe waren schmachvoll zusammengebrochen. Mein Singen war nicht viel geworden, nur so ein Beinahe, nicht, was ich gewollt. Und alle die Männer, die mir ihre Liebe boten, waren nur halbe Menschen gewesen, nur Schatten, so schien mir's. Da kam er. Er war berühmt und gefeiert und glänzend, die Menschen jubelten ihm zu, wenn er von seinen Eisfahrten erzählte. Und der berühmte, große Mann, er stand zitternd vor mir. Denn er liebte mich auch. Versteh es wohl — er liebte mich damals gerade ebenso sehr wie ich ihn. Den Glauben lasse ich mir nicht nehmen. Das weiß, das fühle ich, das ist so. Also er liebte mich und ich ihn. ›Werde meine Frau«, sagte er, ›ich bleibe bei Dir, ich gebe die Reise auf an den Nil und den Congo, die schon für den nächsten Monat bestimmt ist; ich kämpfe den Kampf durch mit meiner Familie und verzichte auf das Majorat, das mir zufallen muß; — sage ein Wort nur, und ich gebe Alles auf!« — Ich sagte das Wort nicht. Denn es hätte ihn gezwungen, allem dem zu entsagen, was bis dahin sein Leben gewesen. Ich sagte ihm vielmehr: Ich bin Deine Frau. Wozu braucht es für uns die Welt zu Zeugen, wozu auf

Visitenkarten es drucken, es in Gala vor fremden Leuten mit solennen Zweckessen feiern, daß wir Zwei uns gut sind? Es ist etwas Hohes, Wunder-schönes, etwas Heiliges und Tiefes, die Menschen könnten es uns nur entweihen. Und je lieber Du mich liebst, und je besser Du mich achtest, desto inniger solltest Du es mir danken, daß ich frei, aus eigenem Willen, — denn ich habe keine Eltern, die ich erst zu fragen brauchte, und Staat und Kirche schert mich gleich wenig, — daß ich nichts will, als Dich glücklich machen! — Und so waren wir glücklich. In Venedig. Vier ganze Wochen. Um nichts in der Welt hatte ich ihn zurückhalten wollen, sich Ehre zu holen. Er wäre geblieben. Ich trieb ihn fort, ich sprach ihm Muth ein: Du kommst ja wieder in einem Jahr. Ein Jahr ist kurz, wenn man an so viel Schönes zurückdenkt; so sagte ich zu ihm.

Dann ist er nach Afrika gegangen. Und ich blieb allein. Wie allein! — Das hatte ich vorher doch nicht gewußt, daß Zurückschauen die Tage und Nächte, statt sie zu kürzen, nur erschwert und verlängert. Auch das nicht, wie viel nagender die Sehnsucht nach einem wirklichen Menschen, als die nach einem ungekannten, nur erträumten Idol uns peinigt. So allein war ich vorher nicht gewesen.

Die Leute, die mir gleichgültig waren, sah ich kaum. Erst, weil ich nicht wollte. Dann, ich merkte es doch allmählich — weil sie nicht mehr wollten. Die Leute, die früher mich aufgesucht hatten, die mieden mich jetzt. Ich war nur eine mäßige Sängerin gewesen, aber ich hatte bis dahin zu der guten Gesellschaft gehört. Nun zählte ich plötzlich nicht mehr dazu. Und die Männer, die noch kamen, mir zu sagen, daß ich ebenso schön sei wie vorher, daß sie sich aus allem Gerede nichts machten, die thaten es heimlich oder sie waren so, daß ich ihnen die Thür weisen mußte. Nein, davon will ich lieber nicht sprechen. Ich ward krank, ich verlor auch den Rest meiner Stimme, lebte in Mailand vom Stundengeben, lebte nicht, hungerte. Und dabei dachte ich doch nur das Eine: Er kommt ja wieder! Und wenn er kommt, so darf er es nicht ahnen, soll mir es nicht ansehen, daß ich für ihn darbt und litt.

Er hatte ein Jahr fortbleiben wollen, er blieb aber fünf ewig lange Jahre. Und nach den ersten leidenschaftlichen lieben Briefen hörte ich nichts mehr, wußte man überhaupt nichts von ihm. Ich habe es überlebt. Das ist Alles, was ich von jener Zeit weiß. — Und dann lese ich in der Zeitung, er ist zurück, ist der Gefangenschaft entronnen, ist fieberkrank. Ich reiste zu ihm. Es war

in Venedig, wo ich ihn antraf, wo wir damals so überglücklich mit einander gewesen waren. Ich fand ihn verändert, müde und wortkarg. Zu allen Schmerzen der Liebe, der Sehnsucht, der Entbehrung, kam mir nun noch das Mitleid. Wenn er mir gesagt haben würde; ich sollte im Augenblick für ihn sterben — glaubst Du, ich würde gezögert haben? Er sagte aber nichts als das Eine: Sei meine Frau. — Und da that ich auch das!«

»Und dann?«

»Du fragst noch, blonde Ellen? Ich dachte, damit wäre für solche ehrenhafte Leute, wie Du es bist und Dein Mann — (er empfing mich ja gleich so beflissen mit der Anrede: Frau Gräfin) — Schuld und Kummer und Schmerz getilgt und Alles in allerschönster Ordnung. Es war aber nicht in Ordnung, verstehst Du, nichts, obwohl ich richtig getraut war. Doppelt sogar, denn der Standesbeamte hatte ihm nicht genügt, es mußte ein katholischer Pfaffe auch noch dazu helfen. — Und am Abend da halte ich's nicht aus, da frage ich ihn endlich: es ist etwas anders, Du warst nicht froh, als ich zu Dir kam, Du liebst mich nicht mehr so wie früher? Er war ganz ruhig, ganz klar, sehr vernünftig. — Fünf Jahre bliebe wohl selten so ein Gefühl unverändert auf gleicher Höhe. Besonders nicht, wenn man in Gefahren gestanden und inzwischen so und so viel an-

dere Frauen, weiße und schwarze, gesehen, einen Moment geliebt und vergessen hätte. Warum dann, wozu dann noch die Ehe? schrie ich ihn an. Weil er gehört, daß man ungünstig von mir gesprochen in der Gesellschaft schon vor Jahren seinetwegen, weil er befürchte, daß meine Reise hierher, ihn zu pflegen, das Gerede neu anfachen werde. Und ihm, in seinem Stande, liege am Urtheil der Leute. Ihm, aber mir nicht! Außer diesem Grund war noch einer, den wagte er mir nicht einmal zu sagen, ich errieth ihn aber — er war eben krank — er scheute sich, mit der Sünde auf dem Gewissen ins Jenseits zu gehen. Und ich, die ich fünf Jahre lang die Erinnerung als mein Heiligstes und mein Höchstes, meinen Adelstitel im Herzen bewahrt . . . Ich habe also es büßen müssen, was mich nie bis dahin gereut.

Seine alte Tante kam, die ihn auferzogen; sie verhielt sich gegen mich beinah wie wenn ich ihresgleichen gewesen wäre, beinah, nur nicht ganz so. Und er selbst war liebevoll, beinahe wie früher. Der Arzt, der Hotelwirth, alle die Leute, die ihn kannten, überall wohin er kam, war er ja bekannt und beliebt, die fremden Leute sahen mich voll Theilnahme an; auf dem Todtenbette vermählt, nach so langer Trennung, wie poetisch! — Nein, nicht poetisch, sage ich Euch, greulich ist es, häßlich, eine Lüge, eine Farce . . . Das



heißt, ich sagte es nicht, wie ich's dachte. Ich lächelte höflich. Beinah wie wenn ich die Frau gewesen wäre, für die sie mich hielten. Beinah so, wie wenn er mich noch geliebt hätte, wie früher, wie wenn er mich nicht nur um einer Kranklaune Genüge zu thun, zu seiner ehelichen Gattin gemacht hätte. Wie unberechtigt ich mich fühlte, wie leer und fremd — ungefähr wie als Kind bei den Eltern, die nie meine Eltern waren. Auch ihm standen alle die Anderen ja näher als ich. Was mir das Recht gegeben hatte, ihm anzugehören, das war nicht mehr. Ich wäre am liebsten davongelaufen. Aber das ging nicht. Er hatte die Pflegerin vorausbezahlt mit seinem Ring und dem gräflichen Namen. Also pflegte ich ihn. Es hat fast ein Jahr noch gedauert. Hast Du nicht in den Zeitungen gelesen, wie der Kaiser und der König von Italien und was weiß ich noch für hohe Herren der trauernden Wittwe ihr Beileid ausdrückten? Ich füllte meinen Platz aus wie ein Stück Holz und hörte ihren Reden zu, wie sich's gebührte. Was ich dabei dachte, das ging Niemand was an. Dann aber kamen die alte Tante und seine Schwestern und der Notar; er hatte in seinem Testament es ihrer Liebe überlassen, standesgemäß für mich zu sorgen. Er selbst besaß wenig disponibles Vermögen. — Nicht einen Kreuzer, nicht einen Pfennig, nicht einen Saldo, rief ich ihnen

zu, nicht von ihm, nicht von Euch. Den Namen, den er mir aufgedrängt hat, werde ich nicht los mehr. Aber mit Geld mich kaufen lassen, daß ich länger Euch gehorche, anstatt mir selbst, daß ich länger dem Gatten nachtrauere, dessen Fortgehen mich nur erlöst hat, anstatt dem Geliebten, den ich schon vor sechs Jahren verlor, — nein, das werdet Ihr nicht erreichen. Und so warf ich ihnen ihren ganzen Bettel vor die Füße. Dann bin ich nach Mailand zurückgefahren, gab Stunden und hungerte wie vorher. Schickt sich das nicht für eine Gräfin, so thut es mir leid. — Als dann mein Stiefvater Müller starb und mir sein kleines, eigenes Vermögen hinterließ — für ihn trage ich Trauer, Du glaubst doch nicht, es sei noch für den Grafen? — als ich nicht mehr täglich mich zu plagen brauchte, da kam statt der Sorgen mir die Sehnsucht nach hier, nach Dir, nach einem Menschen, den ich in meine Arme nehmen und küssen könnte, ohne darum verachtet zu werden. Das habe ich gethan und nun ist's genug. Geh Du jetzt in Dein Haus zurück zu dem Stilleben mit Mann und Kindern und Großmütterlein. Ich finde in der Stadt schon Wohnung für die Nacht. Es gibt so viele Hotels. Und morgen reise ich ohnedies weiter.«

»Weshalb willst Du nicht mit mir kommen? Dein Zimmer steht bereit, alle warten.«

»So? Nachdem Du meine Geschichte gehört hast? Trotzdem Du weißt, ich bin nicht stolz auf diese Heirath, vielmehr auf das, was vorher war. Was willst Du noch mit einem Menschen von so anderer Lebensanschauung in Deinem Hause, am Ende gar mich zur Reue bekehren? Gib Dir keine Mühe. Ich werde doch nie mehr so musterhaft sittsam und so wohlhabend friedlich, wie Du bist.«

Ellen lächelte unwillkürlich. Sie dachte daran, wie ihr Mann auf dem Bahnhof sie am Arm festgehalten hatte und ihr geboten, sie dürfe ihm seine Frau nicht schmähen lassen.

Jene mißverstand das Lächeln. »Du willst aus Mitleid mich mit Dir nehmen«, rief sie und sprang auf. »Nein, sag' nichts dagegen. Ich weiß ja doch, wie Du die Sympathie für mich verloren hast. Du kennst das Leben nicht. Und hältst mich für verworfen, für schlecht, für niedrig, wie Du immer schon von mir dachtest.«

»Du hast Recht«, sagte Ellen mit leisem Seufzen, »genau wie ich immer von Dir dachte, so denke ich jetzt wieder. Und ich fühle auch Mitleid. Daß Du's nur weißt, sehr großes Mitleid. Was denkst denn Du von mir? Findest Du mich nicht wie früher philisterhaft? Und bemitleidest Du mich nicht, weil ich mit Großmutter, Mann und Kindern ein Stilleben führe, wie Du es

nennst? Und siehst Du deshalb nicht auf mich herab? Du sagst, ich kenne das Leben nicht. Wer kennt es denn ganz? Du vielleicht? Meines begreifst Du ja gerade so wenig wie ich Deines. Du meinst, ich sollte Dich verachten, weil — weil Du anders gelebt hast als ich, weil mir Alles gut ging, glatt, geebnet und Dir nicht? Du hältst mich doch wohl noch für enger als mein Mann und mein Großmütterlein mich beide lehrten, die Welt zu betrachten. Wie kann ich wissen, wie ich gehandelt haben würde, an Deiner Stelle, mit Deiner Gestalt, Deiner Stimme, Deinen Augen! Wie manches Mal habe ich Dich beneidet um all' die Kämpfe, in denen Du Deine Eigenart, Deinen Stolz Dir wahrtest, um die Leidenschaft, die Du erregt, die Du selber gefühlt hast. Sage, hast Du nie Neid empfunden? Nie auf mein Heim und meinen Frieden? Da siehst Du's also. Du bemitleidest, verachtest, beneidest mich und hast mich doch lieb. Wir sind sehr verschieden, so verschieden wie unser Leben. Nur gleich in einem, daß wir einander die Treue hielten. Und wenn auch der Steg dort verschlossen ist, für Dich wie für mich, und die Zeit, die war, mit ihren Plänen und Träumen nie wiederkehrt, — es gibt doch noch ein Vorwärts, so lange Du lebst kannst Du leisten und nützen. Mir mindestens kannst Du wohlthun, statt wehe. Geh nur mit für die Nacht.

Ich will Dir meinen Jungen zeigen und mein blondes Mädel. Du weißt, sie heißt Nora. Komm' jetzt, es wird spät.«

Nora erhob sich. Sie stand noch eine Minute an dem Holzgeländer und sah auf das Wasser hinaus. Die weite Fläche lag still, der Himmel bewölkt, ein zart silberiger Nebel hüllte die Ufer und die Dampfer und die Schwäne in traumhafte Schleier. Aber irgendwo mußte doch die verborgene Sonne wohl scheinen, denn gegenüber der alte Kirchthurm mit seinem Kupferdach sah hellgrün blinkend herüber, der einzige wirklich leuchtende Farbfleck in all' den verschwimmenden Abstufungen und Schattirungen von Grau.

»Auch das ist schön hier«, sagte sie.

»Siehst Du«, rief Ellen, »was erst nur grau in grau erscheint, zeigt doch, wenn man sich nur recht hineinsieht, daß es auch seine Poesie hat.«

Und sie nahm den Arm der Freundin und zog sie von der verschlossenen Pforte ihrer Jugend fort, den Weg unter den herbstlich entlaubten Bäumen hinaus und mit sich nach Hause. —